
13 Jg.

Nr. 9



Eisab-land
Lothringer
Heimat



1

9

3

3

Monatschrift für Heimatkunde & Touristik

Elsassland Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Édition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

Inlandspreis für den Jahrgang .. 30 Frs. Auslandspreis: 7,50 Reichsmark od. 9 Schweizerfranken.
Inlandspreis für Einzelhefte .. 3.00 Frs. Auslandspreis: 75 Pfennig oder 90 Schweizercentimes.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag „Elsassland - Lothringer Heimat“ in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Inhalt des Septemberheftes :

TEXT: Das Strassburger Münster im Urteil vergangener Zeiten. Von Dr. L. Pfleger / Was mir die Heufelder alte Maulbeere erzählte. Von Nikolaus Hess / Bei der Eberesche. Von Therese Münch (Gedicht) / Heimkehr - Heute ist Pfeifertag - Abschied im Herbst - Heimatgesang. Gedichte von G. Boesch / Elsässisches Schlachtfeld. Von Cl. Wickram / Speierling und Mispel, zwei im Elsass aussterbende Obstarten. Von Fritz Baldensperger / Da sah ich dich herniederschau'n - Auf Goethes Wegen. Gedichte von G. Dub / Sprichwörter und Redensarten in der Gegend von Saargemünd. Von Agathe Plützer / Am Pandurengraben. Erzählung aus dem österreichischen Erbfolgekrieg im Elsass. Von G. (Schluss) / Von elsässischer Kunst: Ausstellung E. Meyer. Von R. Schn. / Vogesenwanderungen.

BILDER: Der Bibliothekar. Nach einem Gemälde von Ch. Husslein (Kunstbeilage) / Vier Figuren vom Hauptportal des Strassburger Münsters / Figur vom Südwestportal des Münsters / Unter der Linde. Zeichn. von H. Bacher / Zowe-Esse. Zeichn. von R. Kuder / Hartmannsweiler Kopf. Phot. V. Maulu / Speierling / Elsbeerbaum / Alter Winkel in Saargemünd. Phot. E. Higelin / Stieleiche bei Reyersheim / Felsen beim Forsthaus Langenweiher / Schneeberg bei Wangenburg / Holzfuhrwerk bei Wangenburg. Phot. J. B. Greyenbiehler.

Forces Motrices du Haut-Rhin

Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin

5, Rue de la République, 5
GUEBWILLER

Grosses Lager in

elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.
Sämtliche elektrische Haushalts-Apparate
in erstklassiger Ausführung.

Dragés und Bonbonnières

Biscuits u. Desserts - Chocolats, Cacaos, Thés
zu Fabrikpreisen bei

DARSTEIN STRASBOURG
Jungferngasse 3

Eine Annonce in dieser Zeitschrift
bringt sicheren Erfolg.

Tel: 882

A. GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICHROMIE

Sie versperren den meisten Krankheiten die Tür und
sparen viel Geld

wenn Sie richtig leben. Näheren Aufschluss gibt
Oertel-Bauers

Heilpflanzen u. Gesundheitsbuch

Ganzleinen geb. 35 Frs. — brosch. 28 Frs.

Bis jetzt über 170.000 Stück verkauft.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder den
Verlag „COMO“ Colmar.

Elsass-Land Lothringers Heimat

13. Jahrg.

SEPTEMBER 1933

9. Heft

Das Strassburger Münster im Urteil vergangener Zeiten

Von Dr. L. Pflieger

Den «volkstümlichsten Münsterturm» hat ein verständnisvoller Kunstkritiker der neueren Zeit die wundervolle Pyramide des Strassburger Münsters genannt. Nichts ist wahrer als dies. Es ist wohl in der ganzen Welt keine gotische Kathedrale so viel im Bilde verbreitet worden wie unser Dom, auf den nicht bloss der Strassburger und jeder Elsässer stolz ist, sondern der in der ganzen Welt als ein Wunderwerk mittelalterlicher Baukunst angesehen und gepriesen wird. Man könnte ein ganzes Buch zusammenstellen aus den Lobsprüchen, die in den vergangenen Jahrhunderten unserem Münster zuteil geworden sind. Es wundert einen fast in unserer schreibseligen Zeit, dass man die bewundernden Stimmen der Vergangenheit noch nicht gesammelt hat. Wir wollen es an dieser Stelle mit einer Auswahl versuchen und hören, was In- und Ausländer zum Lobe unseres herrlichen Münsters im Laufe der Jahrhunderte zu sagen wussten.

Wenn wir mit dem Elsass selbst beginnen, so müssen wir den trefflichen Bischof Konrad von Lichtenberg an die Spitze stellen, der am 28. Mai 1275 in einer Ablassurkunde für die Förderung des Münsterbaues berichtet, dass «das Werk der Strassburger Kirche wie die Blumen des Mai in mannigfaltigem Schmuck in die Höhe steigt, die Augen der Beschauer mehr und mehr anzieht und sie durch sein Spiel mit süsser Ergötzlichkeit erfüllt». Ein Jahrhundert später rühmt der Strassburger Chronist Jakob Twinger von Königshofen die «kostbaren Steine und grossen Gezierden» des zum Himmel wachsenden Baues. In der Zeit des erwachenden Humanismus wächst der Stolz der Strassburger über den im Jahre 1549 vollendeten Bau. Der berühmteste unter den humanistischen Gelehrten der Stadt, Jakob Wimpfeling, stellt das Münster über die sieben Weltwunder des Altertums und ruft

mit Begeisterung aus: «Ich möchte behaupten, dass es auf der ganzen Erde nichts Schöneres, nichts Herrlicheres gibt als diesen einen Bau. Wer kann den Turm von Strassburg genugsam bewundern, wer kann ihn genugsam loben?» Ebenso stolz auf das herrliche Bauwerk war Wimpfeling's literarischer Gegner und der stärkste unter den satirischen Dichtern des damaligen Elsasses, der Franziskanermönch Thomas Murner. Er ist der erste, dem wir deutsche Verse über das Münster verdanken. In seiner «Geistlichen Badenfahrt» spricht er mit bewegtem Herzen von dem Dome, der in der ganzen Christenheit seinesgleichen nicht habe; er erzählt, dass in der Jugendzeit sein Vater ihn vor jeder Reise aufforderte, er solle, wenn er in der Fremde einen nach Strassburg reisenden Wanderer treffe, ihn bitten, einen Gruss an U. L. Frau im Münster zu bestellen, das sei, sagt der Dichter, Sitte aller Strassburger. Als begeisterter Marienverehrer wendet er sich in seinem Gedichte an die Patronin des Münsters mit folgenden Worten, die von seiner Verehrung für das Bauwerk bededtes Zeugnis ablegen:

Insunderheit gedenck mit fleisz,
Das wir zu Strassburg ere und breisz
Für jederman hont in der welt,
Den unser münster wol gefelt,
Das wir zu lob deins heiligen namen
So zierlich hont gesetzt zamen,
Desgleichen nit ist in cristenheit. . . .
Wer do kumpt gen Strassburg gan
Und sehent das zierlich münster an,
Der spricht, das hont from lüt gethan,
Die solche kosten und arbeit
Dir zu lob hont angeleit,
Dein schloss, dein husz und dein palast.
Den du von unser arbeit hast,
Doran wir dir teglich buwen

Und innigklich für dich knuwen,
 Das sucht man weit in allem lant
 Wie schön sie es dir erbuwen handt.
 Es ist fürwar disz als ein kron
 In die mitt gesetzt schon.

Wir übergehen die verschiedenen eingehenden Beschreibungen des Münsters, die seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in Strassburg erschienen, und deren Reihe O s e a s S c h a d a e u s, Diakon an der protestantischen Alt-St. Peterskirche, im Jahre 1617 mit seinem noch immer wertvollen Büchlein «Summum Argentoratensium templum: das ist: Ausführliche und eigentliche Beschreibung dess viel künstlichen, sehr kostbaren und in aller Welt berühmten Münsters zu Strassburg» eröffnete. Von den im 18. Jahrhundert publizierten Münsterbeschreibungen sind Grandidiers Essais sur la Cathédrale noch heute eine unschätzbare Quelle für die Geschichte des Münsters und ein Gradmesser für die Wertschätzung, die es in Strassburg erfuhr. Für das 17. Jahrhundert notieren wir nur das Urteil des Strassburger Bischofs Kardinal Franz Egon von Fürstenberg, das er im Jahre 1665 in einem Berichte nach Rom niederlegte: «Die Diözese Strassburg hat eine Kathedrale, die an Herrlichkeit des Baues und an Seltenheit der Kunst gleichwie in der Höhe und im Umfang kaum einer in Deutschland nachsteht.»

Wir sehen aus dieser Stelle, dass auch der Kardinal begeistert ist von der Höhe des Turmes. Der Turm ist es auch, der seit seiner Vollendung das Urteil der auswärtigen Besucher bestimmt, wie er die Bewunderung der Einheimischen erregt. Der erste Fremde, dessen Urteil über ihn bekannt geworden ist, war ein Deutscher: der Magdeburger Domherr Heinrich Toke, der an dem Konzil von Basel teilnahm. Auf seiner Hinreise nach Basel kam er im Jahre 1452 nach Strassburg. Der noch im Baue begriffene Turm erregte seine Bewunderung. Er schrieb in sein Notizbuch: «Der Turm der Strassburger Kirche hat 517 Stufen ausser dem neuen Werk, das schon darübersetzt ist. Und dieses sah ich im Jahre 1452 am Fest Mariä Reinigung. Ich glaube, dass es einen ihm ähnlichen Turm in der Christenheit nicht gibt ausser dem Turm der Stephanskirche in der Stadt Wien in Oesterreich nahe bei Ungarn.»

Urteile deutscher Reisender aus dem 16. Jahrhundert sind wenig bekannt. Die leidigen Religionsstreitigkeiten liessen auch kaum das Interesse an dem Bau aufkommen. Johannes Fischart interessiert sich nur für die astrologische Uhr und die satirischen Skulpturen des Fuchsbegräbnisses, die ihm Gelegenheit geben, sich an den Katholiken zu reiben, wobei er von dem bayrischen Franziskaner Johannes Nas angepöbelt wird. (Vgl. meinen diesbezüglichen Aufsatz in

dieser Zeitschrift 1926, S. 11 f.) Immerhin verkündet Sebastian Münster in seiner 1555 zu Basel erschienenen, vielgelesenen «Cosmographie», dass der Münsterturm «möcht wol zu den siben wunderwerken der welt für das achttest gesetzt werden». Erst mit dem 17. Jahrhundert haben wir eingehende Reiseberichte. Zwischen 1602—1609 besucht der märkische Edelmann Levin von der Schulenburg die Stadt. Er gibt eine ziemlich nüchterne, jedes Kunstverständnisses bare Beschreibung des Münsters, notiert alle Kuriositäten, die dem Durchschnittstouristen gezeigt werden, und verweilt lange bei der Schilderung des «künstlichen und weit berühmten Uhrwerks». An dem Bau imponiert ihm «der stattliche Thurm, so unter die Wunder der Welt gerechnet wird, welcher von Grund auf bis zum obersten Kranz mit hübsch ausgehauenen und gebildeten Steinen aufgeführt» ist. Viel grösseres Interesse bekundet der Tiroler Johannes Ernstinger, der im Jahre 1606 auf der Reise nach Paris sich einige Tage in Strassburg aufhielt. Auch er verweilt lange bei der Beschreibung der Uhr, würdigt aber auch den Münsterbau, namentlich den Turm, «dessgleichen an der Höhe, Schöne und Stärke nit zu finden ist, hat von unten bis zur Krone 644 steinerne Staffeln und ist hoch 574 geometrische oder 547 Werkschuhe, und ist dieser Thurm von Grund auf bis zum obersten Kreuz von lauter gehauten Stücken und ausgehauem Bildwerk gar stark und schön aufgeführt, auch auf allen Seiten bis zu höchst durchsichtig mit Eisenstangen dazwischen». Dieser Besucher hat nur Sinn für die Technik, für die künstlerische Schönheit interessiert er sich nicht.

Der durch seine Reisebeschreibungen bekannte deutsche Baron Karl Ludwig von Pöllnitz besuchte im Jahre 1735 unsere Stadt. Auch ihm imponiert nur der Thurm, der «einer der höchsten und künstlichsten in Europa» ist. Man hat ihm erzählt, dass Ludwig XIV. den zweiten Turm ausbauen lassen wollte. Zu diesem Zweck liess er durch den berühmten Festungsbaumeister Vauban einen Plan und Kostenanschlag anfertigen. Da er die Kosten auf mehrere Millionen berechnete, stand der König von seinem Vorhaben ab und begnügte sich damit, dem Münster kostbare Messgewänder zu verehren. Die meisten deutschen Berichtersteller des 18. Jahrhunderts konzentrieren ihr Interesse auf den Thurm, dessen technische Vollendung und Höhe ihre Bewunderung erregt. Von einem tieferen Verständnis der gotischen Kunst, welche dem Zeitalter der Aufklärung als eine Versündigung gegen den guten Geschmack erschien, findet man wenig Spuren. Der junge Goethe, dessen Verhältnis zum Münster ich an dieser Stelle im Goethejahr 1952 eingehend behandelt habe, macht eine rühm-



Figuren vom Hauptportal des Münsters

liche Ausnahme. Ebenso der Deutsche Ehrmann, der als Reisebegleiter eines reichen Engländer's im Jahre 1788 5 Monate lang in Strassburg weilte und uns in seinen Reisebriefen eine sehr eingehende Beschreibung und auch verständnisvolle Würdigung des Münsters gibt. «Wir standen lange, mein Graf und ich, hingerissen von Erstaunen auf dem vorderen Münsterplatz und schauten an dem Wundergebäude hinauf, eh' es uns befiel, diese ungeheure Steinmasse einer näheren Aufmerksamkeit zu würdigen.» Und der Turm, den er bestiegen und genau studiert hat, entlockt ihm das Geständnis: «Wahrlich, die Urheber und Vollführer dieses Entwurfs müssen Männer von hohem Geiste gewesen sein! Gewiss, dies muss jeder fühlen, der dies grosse Werk, dies kühne Werk anstaunt. Er muss fühlen, was der Mensch ist, was er vermag! Bruder, diese Empfindungen wird die höchste der ägyptischen Pyramiden (die doch kaum 12 Fuss höher ist als der hiesige Münsterthurm) nicht in dem Grade erwecken, wie diese ciselierte Spitzsäule. Jene sind ungeheure Steinmassen in hohen Klum-

pen ohne besondere Kunst aufgethürmt; dies ist ein Meisterstück der Baukunst, das jedem Kenner Erstaunen ablocken muss. Wie viel kühner ist der Gedanke, einen hohen Thurm ganz durchsichtig und doch dauerhaft zu bauen, als der, Felsen zusammenzurollen, um einen viereckigen Steinhaufen zu bilden!» Wie sehr sticht dieser der Aufklärungszeit angehörende Reisende ab gegen den seiner Zeit so berühmten Schweizer Dichter Friedrich Matthison. Als er 1810 Strassburg besuchte, interessierte ihn an dem ganzen Münsterbau, für dessen Grossartigkeit er kein Wort übrig hat, nichts als der optische Telegraph. Der deutsche Poet Johann Gottfried Seume, der im Jahre 1802 seinen «Spaziergang nach Syrakus» in einem vielgelesenen Buche beschrieb, berührte auf dem Heimweg auch Strassburg. Er bestaunt das Münster und meint: «Es wäre vielleicht schwer zu bestimmen, ob der Dom in Mailand oder diese Kathedrale den Vorzug verdient. Diese beiden Gebäude sind wohl auf alle Fälle die grössten Monumente gotischer Baukunst».

Eine beträchtliche Zahl deutscher Romantiker begeisterte sich für unser Münster und hat dieser Begeisterung oft in überschwänglicher Weise Ausdruck gegeben. Wir haben ihre Urteile in einem früheren Jahrgang des «Elsassland» (1925, S. 65 f.) kennen gelernt. Da wir hier nur Wertäusserungen der weiter zurückliegenden Vergangenheit zur Kenntnis bringen wollen, verzichten wir absichtlich auf alles, was die deutsche kunstgeschichtliche Forschung der letzten hundert Jahre zum Lob und Preis des Erwindsoms zu sagen wusste.

Wenden wir uns Vertretern anderer Nationen zu. Auch nüchterne Engländer bewunderten die Kathedrale. Aber in der älteren Zeit sind sie nicht sehr mittheilsam. Als der Bischof von Salisbury, Gilbert Burnet, im Jahre 1686 das vor wenigen Jahren französisch gewordene Strassburg besuchte, dispensierte er sich von der Pflicht des Berichterstatters mit der Wendung, dass es nicht nötig sei, über die Höhe des Münsterturms und die gotische Architektur des Baues, noch über die merkwürdige Uhr zu reden, da dies alles jedermann bekannt sei. Nur von den Basreliefs an den Kapitellen der Pfeiler bemerkt er, dass man sie schlecht sehe, dass sie aber etwas Ueberraschendes an sich hätten. Offenbar hat dieser Reisende einen Stich der berühmten Fuchsprozession gekauft und dann von den Reliefs im allgemeinen gesprochen, die mit Ausnahme der genannten Darstellung gar nicht vorhanden sind. Und gerade diese war im Jahr zuvor wegge-meisselt worden. Mittheilsamer als dieser trockene Clergyman ist seine Landsmännin, Mistress Trollogg, die am 7. August 1735 von Kehl aus der Stadt einen flüchtigen Besuch abstattete. Sie findet, dass die Spitze des Turmes ein Wunderwerk sei, dass sie aber aus der Nähe besehen viel von ihrer Anmut verliere, weil der zweite Turm fehle. Vom Innern des Domes weiss sie zu sagen, dass das Schiff prächtig sei, aber der Harmonie im Detail ermangele. Die Architektur des Chores findet sie ungeschlacht wie eine Dorfbrücke. Wir dürfen heute der redseligen Dame, die sich interessant machen will, wie auch ihr damals viel gelesenes Buch über Amerika zeigt, ihre daneben geratene Kritik nicht sonderlich übelnehmen, weil das kunsthistorische Verständnis damals noch nicht entwickelt war.

Von ganz besonderem, auch kulturgeschichtlichem Interesse ist für uns Strassburger die Mittheilung eines Spaniers über das noch unvollendete Münster. Im Jahre 1438 bereiste der kastilianische Ritter P e r o T a f u r Deutschland. Von Basel aus kam er nach Strassburg, das sein besonderes Wohlgefallen erregt: «Das ist sicher eine der schmucksten Städte der ganzen Christenheit. Der Fluss fliesst an ihr vorüber, und einige Arme desselben durchziehen sogar die Stadt;

dazu ist sie wohlbefestigt mit einem tiefen Wallgraben; ihre Strassen sind gerade, eben und gepflastert, die Häuser wohlgebaut und mit grossen Kaminen und Oefen versehen, und die Wirtshäuser sind vortrefflich. Auch gibt es viele Kirchen und Klöster da und eine besonders schöne Kathedrale mit einem herrlichen Turme, und die Uhr darin ist so kunstvoll, wie ich keine andere mehr gesehen habe. Auf dem Turme, noch über der Uhr, halten, regelmässig sich ablösend, drei Männer beständig die Wacht. Die Wache ist deshalb da, dass sie jede Feuersbrunst anmelden soll, denn davor sind sie sehr besorgt; zu diesem Zweck haben sie in jedem Kirchsprengel einen Anführer bestellt, und wenn Feuerlärm geschlagen wird, weiss jedermann, zu welchem Fähnlein er gehört, so dass sie in musterhafter Ordnung einherziehen.»

Häufiger als Spanier kamen Italiener nach Strassburg. Der erste, der uns über das Münster berichtet, ist der berühmte Humanist E n e a S y l v i o P i c c o l o m i n i, der spätere Papst Pius II. Er kam im Herbst 1452 von Basel nach Strassburg. In einem Briefe schreibt er, dass die Strassburger Bischofskirche, die den Namen Münster hat, aus gehauenen Stein in herrlichster Weise erbaut und mit zwei Türmen geschmückt sei, deren einer vollendet ist und sein Haupt unter den Wolken verbirgt. Die Höhe des Turmes erregt das Erstaunen des Italieners, in dessen Heimat so hohe Bauwerke unbekannt sind, in dem Masse, dass er in echt südländischer Uebertreibung den Turm bis in die Wolken reichen lässt. Nach Italien selbst ist der Ruhm des Wunderbaues gedrungen. Als der Herzog Gian Galeazzo Sforza von Mailand den weissen Marmor erbaut, erbat er im Jahre 1481 von dem Strassburger Stadtrat den Werkmeister des berühmten Strassburger Münsters.

Aus dem Jahr 1492 haben wir einen bemerkenswerten Bericht eines italienischen Reisenden über Strassburg. Er stammt aus der Feder des weltgewandten A n d r e a d e F r a n c e s c h i, der als Mitglied einer venetianischen Gesandtschaft Oberdeutschland bereiste. Für Strassburg ist er des Lobes voll: «Die Stadt liegt in einer Ebene, hat sehr starke Mauern, ist sehr gross und innen von höchster Schönheit. Sie hat eine Hauptkirche von ziemlicher, jedoch nicht so beträchtlicher Grösse wie die in Ulm, die aber mehr Arbeit und Geld gekostet hat. Der Glockenturm ist ganz durchbrochene Arbeit, so dass man von der einen Seite nach der anderen durchsehen kann; die Kirche selbst ist innen ebenfalls ganz Schnitzwerk. Ebenso ist der Eingang ganz Schnitzwerk mit unzähligen Figuren und Kapitellen in durchbrochener Arbeit, alle von Tuffstein, und ebenso die ganze Kirche: ein Prachtstück in ganz Deutschland». Von besonderem Interesse, weil



Figuren vom Hauptportal des Münsters

Vergleiche mit italienischen Bauwerken herangezogen werden, ist die Münsterbeschreibung des Italieners Antonio de Beatis, der im Jahre 1517 den Kardinal Luigi de Aragona als Sekretär auf einer Reise durch Deutschland begleitete. Die Reisegesellschaft war am 14. Juni per Schiff von Basel nach Strassburg gefahren, wo sie zwei Tage verweilten. Nach einem kräftigen Lob auf die Stadt fährt der Berichterstatter fort: «Vor allem ist das wunderschöne, gewaltige Münster zu nennen, das ganz mit Blei gedeckt ist. Dasselbe hat auch eine grosse und vollkommene Orgel. Der Turm ist beträchtlich höher als die Kuppel von Santa Liberata zu Florenz, der Turm der Asinelli in Bologna, der Campanile von San Marco in Venedig oder jedes andere Gebäude in Italien, das ich gesehen oder von dem ich gehört habe. Er ist höchst sinnreich erbaut, ganz mit eisernen Klammern gefügt, und die Steine sind von innen mit Blei ausgegossen, so dass bei dem gesamten Bauwerk kein Körnchen Mörtel verwendet ist. Das Ganze bietet einen überaus anmutigen und prächtigen Anblick. Der Turm kann auf einer Wendeltreppe auf allen vier Seiten leicht erstiegen werden. Der Kardinal ging bis

zur halben Höhe hinauf und einige von uns bis ganz oben, wobei wir mehr als achthundert Stufen zählten, jede eine Spanne hoch.»

Die Franzosen haben wir bis zum Schluss aufgespart. Ganz alte französische Reiseberichte kennen wir nicht. Schade, dass Montaigne, der im Jahre 1581 ins Elsass kam, nur Thann und Mülhausen besuchte. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam der Duc de Rohan († 1658) nach Strassburg. In seinen (1756 zu Amsterdam gedruckten) Memoiren spricht er bloss von dem «clocher de l'église qui est tenu pour le plus haut de la chrétienté», und von der schönen Uhr, die aber durch die Augsburger in Schatten gestellt wird. Durch die Annexion Strassburgs tritt das Münster in den Blickpunkt weiterer französischer Kreise. Péliçon, der im Herbst 1681 den König Ludwig XIV. auf der Reise ins Elsass begleitete, berichtet, dass der Turm, das Portal und die Uhr des Münsters von allen bewundert wurden. Er hält das Schiff für schöner als das von Notre-Dame in Paris. Auch der Marquis de Sourches, der in seinen Memoiren den Einzug des Königs in die Stadt Strassburg meldet, erzählt, dass der König am 27. Oktober 1681 der Messe

beiwohnte «dans la grande église, dont on admire avec raison le clocher, le portail et l'horloge». Von dem Turm ist der Marquis so entzückt, dass er sich, was für eine Zeit, wo die Gotik ganz in Misskredit war, fast erstaunlich ist, zu den Worten aufschwingt: «Pour un ouvrage gothique, il n'y en a jamais eu un si magnifique ni si délicat». Unter den Begleitern Ludwigs befand sich auch der berühmte Hofprediger Fléchier, der bestimmt war, im Münster die feierliche Empfangspredigt zu halten. Er hat seine Reiseindrücke in mehreren Briefen an die Damen Des Houlières niedergelegt, ohne aber auch die geringste Mitteilung über das Münster zu machen.

Volle Gerechtigkeit lassen im Jahre 1717 zwei kunstverständige Reisende, die der gelehrten Maurinerkongregation angehörenden Benediktiner Dom Martène und Dom Durand, dem Münster widerfahren: «L'église cathédrale est d'une magnificence achevée. Nous n'avons rien vu qui soit comparable au portail et à la tour, à laquelle on donne au moins cinq cens pieds de hauteur. L'argenterie et les ornemens que le roy Louis XIV y a donné, répondent à la magnificence de l'église». Dieses Lob will nicht wenig besagen, da es von Männern stammt, welche die prächtigen gotischen Bauten Frankreichs genau kannten. Neben diesen Benediktinern geben wir einem Jesuiten des 18. Jahrhunderts, dem P. Langier, dem Verfasser eines damals sehr geschätzten Werkes über die Architektur (*Observations sur l'architecture*, 1765) das Wort. Er spendet dem Turm das höchste Lob, kein anderer lässt sich mit ihm vergleichen: «Cette superbe pyramide est un chef-d'œuvre ravissant par son élévation prodigieuse, sa diminution exacte, sa forme agréable, par la justesse de ses proportions, par sa singulière finesse de travail. Je ne sais pas que jamais aucun artiste ait rien produit d'aussi heureusement poussé, d'aussi proprement exécuté. Il y a plus d'art et de génie dans ce seul morceau que dans ce que nous voyons ailleurs de plus merveilleux».

Der beschränkte Raum erlaubt uns von den zahlreichen Stimmen des 19. Jahrhunderts, seit dessen Beginn die Wertschätzung der gotischen Kunst ständig gewachsen ist, nur einige wenige, aber um so gewichtigere zu hören. Vor allem Victor Hugo. Dass der Verfasser von «Notre-Dame de Paris» von unserm Münster entzückt ist, kann nicht wundernehmen. Im September 1839 weilte er in Strassburg. Es erging ihm, wie dem jungen Goethe, als er den Bau erblickte. «Le Munster est véritablement une merveille. Les portails de l'église sont beaux, particulièrement le portail roman; il y a sur la façade de très superbes figures à cheval; la rosace est noble et bien coupée, toute la face de l'église est un œuvre savamment composé. Mais le véritable triomphe de cette cathédrale, c'est la flèche. C'est

une vraie tiare de pierre, avec sa couronne et sa croix. C'est le prodige du gigantesque et du délicat. J'ai vu Chartres, j'ai vu Anvers, il me fallait Strasbourg». Der Dichter gibt eine eingehende Beschreibung des ganzen Baues, in der wir ihm hier nicht folgen. Ihm, dem leidenschaftlichen Gotiker, missfällt die romanische Apsis des Chores, «misérablement tronquée» nach seinem Geschmack. Was ihn noch mehr erbittert, ist ihre Verunstaltung, die er, zu Unrecht, dem letzten Fürstbischof aus dem Geschlechte der Rohan (cet imbécile, l'homme au collier) zuschreibt. Diese Aenderungen des Chores, durch Anbringen eines Gestühls im Renaissancestil und eines Barockaltares sowie durch die Verlängerung nach dem Schiffe hin, waren aber schon seit dem Ende des 17. und im Verlauf des 18. Jahrhunderts eingetreten. Im Jahre 1769 hatte man auch das ganze Innere des Münsters übertüncht. Im Laufe der Zeit war diese Tünche dunkel und brüchig geworden, und im Jahre 1836 schickte man sich an, diese Tünche zu erneuern, was einen Protest aller Kunstfreunde wachrief. Damals war ein anderer berühmter Dichter, Prosper Mérimée, Generalinspektor der historischen Denkmäler Frankreichs. Auf die Kunde von der Verunstaltung des Münsters kam er im Juni 1836 nach Strassburg, wo das Mittelschiff bereits getüncht war, während Arbeiter sich anschickten, die Querschiffe zu tünchen. In einem langen, vom 15. Juni datierten Schreiben an das Ministerium in Paris erhob Mérimée Protest gegen diese Verschandelung und erreichte auch, dass die Arbeiten eingestellt wurden. Aber erst im Jahre 1848 wurden die bereits übertünchten Teile abgewaschen, so dass der Sandstein wieder in seiner natürlichen Farbe erschien.

Im Jahre 1840 wurde das Gutenbergdenkmal enthüllt. Es war das Werk des berühmten Bildhauers David d'Angers. Auch auf diesen Künstler machte unser Münster einen gewaltigen Eindruck. Was er darüber sagt, ist um so wertvoller, als er selbst der klassizistischen Kunst-richtung verhaftet war. Er schreibt: «Je viens de revoir un monument qui m'a fait un bien inexprimable au cœur et à l'âme, c'est la cathédrale de Strasbourg. Comment peut-on s'ériger contre l'architecture gothique, la plus digne, la plus puissante manifestation du culte chrétien! En analysant ces sublimes créations du génie de l'homme, on sent, qu'il n'était pas possible de rien faire de plus pour émouvoir les âmes les plus délicates comme les moins sensibles. Lorsque, sortant de la place du Marché (Gutenbergplatz), on se trouve en face de cette basilique, l'œil reste émerveillé, et pourtant on n'aperçoit qu'une partie de l'édifice. Peut-être, après tout, cette vue partielle est-elle favorable au travail de l'imagination, qui grandit ce que l'œil ne voit pas.

Que d'efforts les artistes de ces âges croyants ont dû faire pour rendre l'église consacrée au culte de Dieu si splendide que la demeure du plus puissant monarque ne peut l'égaliser ! Cela s'explique, du reste : le luxe des grands cède toujours par quelques points aux exigences sociales, tandis que les temples, asiles de la prière, peuvent rester dépourvus de tout ce qui est mondain. De la leur complète beauté.»

Der Künstler David hat nichts an dem Kunstwerk auszusetzen, als echter Künstler, der für den ganzen Zauber der gotischen Kunst empfänglich ist. Anders ergeht es einem anderen grossen Franzosen: dem Kritiker und positivistischen Philosophen Hypolyte Taine, mit dem wir die Reihe der Münsterbesucher schliessen wollen. Er schrieb seine Eindrücke im Jahre 1865 nieder. Während die allermeisten der Beurteiler den Turm und die Fassade bewundern, zieht ihn das Innere an: «L'intérieur de la cathédrale est ce que j'ai vu de plus beau en gothique». Er gibt sich ganz dem Zauber des geheimnisvollen farbigen Dämmerlichtes hin, das in dem steinernen Wald herrscht: «Comme ces gens ont senti l'effet des jours et des ombres ! Cette cathédrale parle tout entière aux yeux, et du premier regard. A quoi bon raisonner ? Le symbole donne tout,

d'abord, et fait tout sentir. Impossible, avec des mots, de représenter cette énorme allée, avec ses piliers graves régulièrement rangés, qui ne se lassent pas de porter cette sublime voûte». Das Aeussere gefällt ihm nur halb. Aber der scharfblickende Kritiker entdeckt doch das, was unsere Münsterfassade von allen Fassaden gotischer Dome unterscheidet: diesen grandiosen steinernen Spitzenschleier, den das Genie Erwins über den gewaltigen Bau geworfen hat: «Les tours sont massives et, pour les alléger, on a étendu dessus un vêtement distinct, un réseau d'ornements, un filigrane de statues, de fines moulures». Das Fehlen des zweiten Turmes stört ihn, der Bau kommt ihm amputiert vor, der Turm als ein zu künstliches Gebilde, und er schliesst, bezeichnend für seine positivistische Denkweise: «Ceci montre bien le caractère de cet art, exagéré, dépourvu de ce bon sens qui exige l'ordre et la symétrie, tout destiné à éblouir. . . Toute cette civilisation est pareille: un rêve puissant, violent, parfois délicat, souvent sublime, mais un rêve de malade». Bei wem finden wir das grössere Verständnis, bei dem Philosophen Taine oder dem Künstler David? Unsere Antwort kann nicht zweifelhaft sein; der Künstler urteilt entschieden richtiger als der Skeptiker Taine.



*Figur am
Südwestportal*

*Der Fürst
der Welt*

Was mir die Heufelder alte Maulbeere erzählte

Von Nikolaus Hess, Sv.-Hubert (Banat)

Draussen im alten Mutterlande, von wo unsere lothringischen und elsässischen Ahnen herkamen, steht die alte, vielbesungene Linde, die viele Menschengenerationen überlebt. Hier bei uns im Banate steht die Maulbeere, die, wenn schon nicht so alt wie die Linde, so doch manches überlebt. Diese Maulbere wurde in letzteren Jahren bei uns leider zu wenig beachtet, trotzdem sie auch heute noch wie früher, in unseren Höfen Menschen und Vieh mit ihrer Frucht dienlich ist. Die Maulbeere trotz auch in ihrem Wachstum sowohl der Dürre wie der Nässe mehr als andere Sorten von Bäumen, und so kam es, dass noch vor Jahresfrist in meiner Schwestergemeinde Charlevil eine Maulbeere stand, die das Alter von 90 Jahren erreichte. Ja, in meiner Nachbargemeinde Heufeld steht und grünt sogar heute noch eine Maulbeere, welche unsere Ahnen bei ihrer Ansiedlung pflanzten. Dieselbe ist also über 160 Jahre alt. Bäume können nicht sprechen wie wir Menschen, da der Allmächtige ihnen die Sprache wie so vielem anderen Wesen seiner Schöpfung versagte. Aber dennoch können wir die Bäume in ihrer Art und Weise, an dem Gedeihen und Schütteln ihrer Aeste in so manchem verstehen, besonders alte Bäume, bei deren Anblick wir uns zurück an das Vergangene erinnern.

Nun ist da die alte Heufelder Maulbeere, die uns so viel erzählen kann. Ja, sie kann uns mehr als alles andere hier noch Stehende erzählen, da sie nur noch alleinige, stehende Zeugin der Ansiedlung unserer Ahnen ist. Alles, was mit ihr bei der Ansiedlung unserer Ahnen gepflanzt, erzeugt und aufgestellt wurde, — so ihre ersten Baumkollegen, das erste Gotteshaus, die ersten Wohnhäuser, die ersten Kinder und von allem anderen das Erste, — es ist nicht mehr. So begeben sich an einem schönen, warmen Tage zu dieser alten, ehrwürdigen Maulbeere, deren Aeste und Blätter mich mit ihrem freundlichen Nicken einladen, in ihrem Schatten Platz zu nehmen. Ich folge dieser lieben Einladung von Herzen gerne, setze mich auf die Bank, an ihren schon ausgehöhlten Stamm anlehnend, in den Schatten ihrer abermals jung getriebenen Aeste und lausche andächtig, was diese alte Maulbeere mir zu erzählen hat. Ein leiser Wind hebt ihre Aeste und Blätter, in welchen ein Rauschen und Flüstern beginnt, und sie erzählt:

«Als junger, zarter Setzling pflanzte der Ansiedler des neben mir ersten aufgebauten Hauses, Michael Schott, welcher der Eigentümer dieses Hauses (damals Nr. 8) wurde, mich mit noch an-

deren meiner Kolleginnen hierher. Gegen Wind und Wetter hatten wir damals als junge Bäume schwer zu kämpfen. Es brachen uns Aeste ab. Doch die Muttererde hielt uns mit den Wurzeln fest und so wurden wir mit der Zeit alte, trotzig Bäume, denen dann Wind und Wetter zumeist nur Spielerei war. Zwei Menschengenerationen mögen wohl den ewigen Schlaf gegangen sein, da kam der nachherige, damalige Hausbesitzer Heinrich Schott mit seinen Leuten. Sie brachten Spaten, Schaufel, Holzhacke, Strick und Säge mit sich. Beim Anblicke dieser Werkzeuge wurde es uns bange, denn nun wussten wir, wieviel die Uhr für uns geschlagen hatte. Alle meine Kolleginnen wurden der Reihe nach ausgegraben und als die Reihe an mich kam, sagte der Hausbesitzer zu seinen Leuten: Diesen schönsten und stärksten Baum da am Hauseck, den wollen wir stehen lassen. Er soll von uns aus stehen, so lange er grünt. Er soll unseren Nachkommen Zeuge der Ansiedlung unserer Väter sein. Ich war froh über diese Worte. Ich war froh, weil man mir das Leben schenkte. Ja, eine rührende Freude überkam mich, als ich mir bewusst wurde, dass gerade ich durch die Fügung des Allmächtigen berufen wurde, unseren Nachkommen eine edle Zeugenschaft, die Zeugenschaft der Ansiedlung unseres Volkes, ablegen zu können. Ein leiser Wind kam, und aus Dankbarkeit über diese mir zuteil gewordene Gnade streckte ich meine Aeste und Blätter dem Allmächtigen zur Ehre höher, dann neigte ich dieselben dem Hausherrn zum Danke, und meine Aeste und Blätter flüsterten die Dankesworte. Was mich aber betrückte, war, dass meine Kolleginnen nicht mehr waren. Wir verstanden uns immer so gut. Was war ihr so kräftiges, gesundes Leben in dieser damals so fetten Erde vor fast einem halben Jahrhunderte? Nun stand ich allein und dachte, ob die Jungen, die neben mich kommen, mich auch immer verstehen werden?

So geht es auch in deinem Leben, mein lieber Lauscher. Ich sah deine Ahnen hier ihr Werk beginnen. Eine harte, schwere Arbeit hatten sie zu leisten, bis ihr Haus fertig und der wilde Boden urbar war. Dabei das ungewöhnte Klima, die Sumpfkrankheiten, viele andere Schicksalsschläge und das grosse Weh nach der alten Heimat. Zu Hause fühlten sich erst jene hier, die auch schon Saat im Friedhofe angelegt hatten, und die Kinder, die hier geboren wurden. Ich sah deiner Ahnen Leidens- und Freudentage. Die Jungen, welche von der Krankheit verschont blieben, wuchsen heran und übernahmen die Zügel in der



Unter der Linde

Wirtschaft und im Gemeindeleben. Sie waren die Auserlesenen, die dem tückischen Schicksale die Stange hielten. Die Alten und auch viele Jungen trug man der Reihe nach hinaus auf den Ort des Friedens, auf den Ort der Ruhe, um nach einem harten Lebenskampfe wohlverdient ruhen zu können. Deine Ahnen hatten alle ohne Ausnahme einen festen Gottesglauben. Ich sah sie mit dem Gebetbuche in der Hand zum Kirchlein wallen, wo sie sich nach Sorge und Plage neuen Trost und Kraft suchten. Ich sah deine mit reichem Kindersegne beglückte und zufriedenen Ahnen in ihrer stämmigen Kraft, in ihrer schönen Tracht, mit ihren langen, herrlichen Zöpfen. Ich hörte sie die schönen Heimatlieder singen. Ich hörte ihre von Arglist freie Sprache. Ich sah ihre offene Freundschaft jedem Menschen gegenüber. Es galt der Handschlag als bares Geld. Der Richter galt als Herr und der Seelsorger als Vater der Ge-

meinde. Die Nachkommen deiner Ansiedler-Ahnen spielten als Kinder um meinen Stamm herum Ringelreihen; die heiratsfähigen Burschen und Mädchen kamen zu mir und schwuren sich in meiner Zeugenschaft ewige Liebe und Treue, und die Alten ruhten sich aus unter meinem Blätterdache. Deine Ahnen hielten an ihren Sitten und Gebräuchen fest. Sie hatten lauter gutgemeinte Auffassungen vom Leben. So war es viele, viele Jahre hindurch, und nie dachte ich daran, dass es einmal anderst werden sollte.

Die Alten starben ab, und die Jungen kamen nach. Es ist in so manchem anderst geworden. Vieles habe ich in meinem nun über anderthalb Jahrhundert alten Leben aus unseren Banater Dörfern gesehen und gehört. Ja so vieles, dass ich gar nicht alles sagen kann. Krieg und Frieden wechselten sich. Nun ist wieder Friede. Was ist das in den Friedhöfen? Ich sehe dort immer

mehr und mehr kleine Häuser entstehen? Ah, das sind Gruften, worin man sich aufbewahrt für die Ewigkeit wie Tutanchamon, um nicht in der Erde zu Staub zu werden. Na, es werden ja später die Nachkommen keinen herausnehmen und weitervergraben, weil sie die Gruft für sich brauchten. Sie haben ja noch Feld genug, um das jede Familie der Reihe nach sich auch eine Gruft bauen kann. Schade, dass unsere Alten dies nicht schon taten. Was stehen die Burschen dort vor den Kirchen im Park? Hat es nicht schon zur heiligen Messe zusammengeläutet? Ja, die haben über den nachmittägigen Sport zu beraten. Man muss Fussball spielen, damit die Knochen ein wenig durcheinander kommen. Es ist ja unter der Woche zu wenig zu tun. Die haben — Gott bewahre — ihren Weissen-Sonntag und den Herrgott noch nicht vergessen und auch nicht die Lehre ihres Seelsorgers und ihrer Eltern. Warum gehen dort einige Jungen nicht aus dem Wege, wenn Aeltere des Weges kommen, und was haben sie in ihren gelbbraunen Fingerspitzen für weisse Stengel? Ach, das sind Zigaretten. Ein bisschen Nikotin kann doch dieser jungen Lunge nichts schaden, sowie auch die Inzucht nicht der gesundheitlichen Stärkung unseres Volkes schadet. Mädchen, wo hast du deine schöne Haartracht, die deiner Ahne Stolz war? Warum willst du schon bald wie die Männer sein? Es ist besser so. Man braucht keine Zöpfe mehr flechten und man hat kein Kopfweh mehr. Sind denn die Menschen jetzt so arm, oder wachsen die Mädchen so rasch, dass die Kleider so kurz sind? Warum tragen die Mädchen ihre Reize so offen zur Schau? Ich muss die Augen schliessen.

Die Jungen haben in so manchem eine andere Auffassung vom Leben als die Alten. Sie sind leichtlebiger geworden, da sie oft die Einzigen sind. Sie können sich nur schwer vorstellen, dass es einmal anders als heute war. Sie lachen oft über das Altmodische. Die Alten hatten so viele Kinder und niedrige Häuser. Es waren so viele Leute im kleineren Dorfe. Ich sehe aus den Hausdächern Stangen herauschiessen. Das ist Radio. Da kann man alles aus der halben Welt hören, da es nicht zensuriert wird wie die Zeitungen. Viele Zeitungen bringen ja ohnedies nur fast lauter spaltenlange Raub- und Mordgeschichten, Kriegsberichte, nervenzerrüttende Romane usw. Man liest viel lieber christlichgesinnte Zeitungen, worin man das sonntägige Evangelium und die Epistel zum Lesen findet. Ja, ihr Menschen habet euch die von Gott erschaffenen Naturelemente nützlich gemacht. Ihr arbeitet heutzutage mit künstlichen Maschinen schnell und leicht. Ihr fahret im Flugzeuge um die ganze Erde. Bald werdet ihr es im Raketenflugzeug in den Mond bringen. Wenn auch Gandhi sagt, dass die Wol-

kenkratzer einst alle einstürzen und diejenigen alle, die hochgestiegen sind, hinunterfallen — mit Ausnahme der Neger in Afrika, die in ihrer Laubhütte auf der Erde schlafen — so ist dies nicht wahr. Die jetzige Kultur kann nicht mehr untergehen wie diejenige vor Jahrtausenden. Man kann ja die Meeresufer, die für Flut und Ebbe schon stark ausgebaut sind, noch fester ausbauen, damit es keine Erd- oder Wasserbeben mehr gibt, und auch eine kommende Sintflut kann man mit Wetterkanonen vertreiben. Warum wirft man in Kanada den Weizen und in Brasilien den Kaffee ins Meer? Und in Texas lässt man das Petroleum ins Meer laufen? Oh, ihr glücklichen Menschen von heutzutage! Da sehe ich, dass ihr alle gesättigt und schuldenfrei seid. Da kann es keine Hungernde mehr geben. Wenn schon noch einige Arbeitslose oder solche, die nichts arbeiten wollen, gerne ein wenig Lärm schlagen, wie auch die Hochschuljugend dann und wann ein wenig Lärm macht, damit man auch auf sie aufmerksam werden soll, so ist ja am Ganzen nichts dabei. Ja, dies kann man auch beim Film und im Kino lernen, wo sich auch jugendliche Verbrecher üben, damit die Richter nicht müssig zu sitzen brauchen. Auch das Entführen von reichen Leuten ist nur eine Spassmacherei, und schliesslich dem Lösegeld ist es ja einerlei, wer es in der Tasche hat. Gewisse Propheten predigen seit neuerer Zeit die «Freie Liebe», da der Glaube ja etwas nebensächliches ist. Kirchen verwandelt man zu Vergnügungstätten. Es werden Schönheitsköniginnen mit Namen «Miss» gewählt, um sich daran zu ergötzen. Bei einem Stosspiel, wobei bloss zwei Menschen sich mit den Fäusten verstossen, was man «Boxen» heisst, schauen fünfzigtausend Menschen zu. Grosse Verbrecher wie Matuschka, die viele andere Menschen ins bessere Jenseits befördern können, sind zum Aerger der Henkersknechte irrsinnige Menschen. Aber — dem lieben Gott sei gedankt — Kriege kann es keine mehr geben, da wir ja einen Völkerbund haben, worin fast alle Staaten unserer Erde vertreten sind. Wenn auch der sich stark fühlende Japaner den grossen, unbehilflichen, himmlischen Chinesen an seiner Weisheitsmauer verknopft, das ist für uns Nebensache, da dies uns nichts angeht. Kriege kann es auch schon darum keine mehr geben, weil die Völker keine Waffen mehr zum Angriffe, sondern nur zur Abwehr erzeugen.

So ist denn eine neue Zeit angebrochen, die ich nicht verstehe. Ja, mein lieber Lauscher, nie in meinem langen Leben dachte ich daran, dass ich im Alter dumm werden soll. Ich glaubte immer, dass man die Zufriedenheit nur im Glauben, aber nicht in der Sucht nach Ruhm findet. Doch einen Trost habe ich noch, und das ist die neben mir stehende Kapelle, und umso grösser ist die



Zorve-Esse

René Kuder

ser mein Trost, weil es auch noch viele Menschen gibt, die noch zu dieser Kapelle den Weg finden.

Eine grosse Krankheit, die mir fast den Tod brachte, musste ich als Siebzigjährige im Jahre 1840 überstehen, als in meiner Heufelder Gemeinde ein grosses Schadenfeuer wütete, wobei viele Häuser und dabei auch meine Aeste abbrannten. Unendlich herzlich dankbar bin ich allen meinen bisherigen und auch meinem jetzigen Hausbesitzer, weil sie alle mich nicht nur am Leben liessen, sondern mich auch immer in Ehren hielten. Auch meiner lieben ganzen Gemeinde Heufeld danke ich ebenso, weil sie zu meinem Schutze um mich herum ein Eisengatter anlegte und diese meine Gasse zu meiner Ehre als «An-

siedlungsgasse» taufte. Das neben mir stehende Haus, welches im Jahre 1856 die damals geänderte Nr. 11 bekam, beherbergt derzeit den Besitzer Nikolaus Schott, beherbergt also noch immer die Nachkommen derselben Familie und damit noch immer denselben Stamm. Nun bitte ich meine liebe Gemeinde Heufeld und auch alle umgebenen Ortschaften, mir meine für die Allgemeinheit gutgemeinten Worte nicht übel aufzunehmen. Der liebe Gott segne alle, alle und führe alles zum Besseren, in Ewigkeit. Amen.»

So sprach zu mir die Heufelder alte Maulbeere, und ihre Blätter und Aeste rauschten Beifall dazu.

Bei der Eberesche

Wieder steht die Eberesche
Früchteschwer im Sommerbrand,
Säumt mit farbenfrohem Tone
Unsres Waldes dunklen Rand.

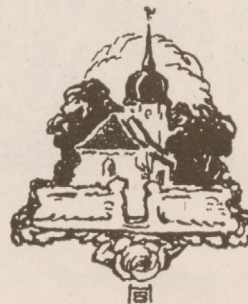
Purpurrote Dolden leuchten
Aus smaragd'nem Grün hervor ;
Lieb, wie Freundesaugen blicken,
Kommt sie meinem Gruss zuvor.

Und die zarten Fiederblättchen
Spreizen ihre Fingerlein,
Laden viele kleine Gäste
Sich zum Liebesmahle ein.

Ueber leichtbewegtem Wipfel
Ein lasur'ner Himmel blaut.
Im Gezweige hat ein Dompfaff
Weislich sich sein Haus gebaut.

Doch von kräuterduft'gen Halden
Sacht ein leises Mahnen weht.
Hätte ich doch fast vergessen,
Wie so hoch das Jahr schon steht.

Therese Münch



G. Boesch, Gedichte

Heimkehr

Die Linde blühte, als ich wiederkam,
Das Herz geschwellt von Heimweh und von Hoffen.
Die Luft war warm und weich und wonnesam,
Die Türen und die Herzen standen offen.
Die Berge wölbten sich im Abendschein
In ihrem Kleid von dunkelgrünen Tannen,
Und auf den Hügeln blühte schon der Wein:
Rund um die Stadt sich seine Ranken spannen.

Der Herrengarten grüsste mich vertraut
Mit seiner Blätterkronen dunkler Fülle,
Und wundersam bekannter Glockenlaut
Schlug wie ein Herz mir durch die Abendstille.
Ich lauschte ihm: es schlug der süsse Ton
Mit linden Wellen über mir zusammen,
Derweilen über Turm und Zinnen schon
Die Sonne scheidend schickte die letzten Flammen.

Und oben auf dem waldverbrämten Pfühl
Sie stehen noch, die märchenschönen Warten,
Die Burgen Rappoltsteins, auf einem Bühl,
Und schauen in des Landes reichen Garten.
Sie schauen, als träumten sie von alter Zeit,
Von Ritterglanz, Turnier und frohen Festen,
Von Kampfes Not und Sieges Herrlichkeit,
Von Minnesängern und von hohen Gästen.

So fand ich dich, wie ich dich einst verliess,
So alt und treu und doch so jung erhalten.
Du bleibst, o Heimat, Jugendparadies,
In dieses Lebens wechselnden Gestalten.
Du bleibst uns offen wie der Mutter Schoss,
Wirst stets uns liebend in die Arme schliessen.
Du sel'ge Insel in dem Erdenlos,
Du bleibst uns treu, wenn alle uns verliessen.

So will ich denn mich deinem Grund vertraun,
Zurück zur Kindheit meine Wurzeln graben,
Verjüngend in den Zauberspiegel schaun,
In dem sich meine Augen lechzend lauben,
Dass wieder mich durchdringt die alte Kraft:
Du liessest, Heimat, immer mich gesunden.
Und geh ich wieder auf die Wanderschaft,
So fürcht' ich nichts, wenn du mir bist verbunden

Heute ist Pfeifertag

O Fest der Lust und Wonne,
Voll Jubel und voll Wein!
Frühherbstlich lacht die Sonne
In's Himmelblau hinein,
Die Instrumente blinken,
Hell dröhnt der Trommel Schlag.
Von Pfeifen und von Zinken
Klingt's: «Heut' ist Pfeifertag!»

Mit Fahn und Laubgewinden
Geschmückt sind Hof und Haus.
Unter den alten Linden
Getanzt wird der Kehraus.
Da tönt die Pfeiferweise,
So steht's im Zunftvertrag,
Und alles singt im Kreise:
«Heute ist Pfeifertag!»

Einst zog mit frohem Spiele
Das Volk der Pfeifer ein
Zum Schloss auf wald'gem Bühle,
Zum Herrn von Rappoltstein.
Von seinem edlen Wesen
Noch künden Sang und Sag'.
Er ist es ja gewesen,
Der schuf den Pfeifertag.

Er wollte, dass die Pfeifer,
Die sich geweiht dem Amt
Mit Liebe und mit Eifer,
Hier keiner mehr verdammt.
Die Satzung gab er ihnen
Mit Eidschwur und Handschlag,
Gott und der Kunst zu dienen
Am hohen Pfeifertag.

Es starb das Pfeiferleben
Seitdem hier nicht mehr aus.
Noch tragen ja die Reben,
Noch winkt uns Spiel und Schmaus.
Noch drehen sich im Städtchen
Vom guten, alten Schlag
Die Burschen und die Mädchen
Am hohen Pfeifertag.

So war's in alten Zeiten,
So wird es auch noch sein,
Wenn müd' vom Erdenstreiten
Ich trink den letzten Wein.
Drum schlürft, was altverheissen
Uns stets im Blute lag!
Wir halten hoch und preisen
Heut' unsern Pfeifertag.

Abschied im Herbst

Spätsommerlied. . . O letztes Lustergreifen!
 Du weckst die Sehnsucht auf, die nie gestillt,
 Ein müder Duft von Sättigkeit und Reifen
 Hat auch mein Herz mit Wohl und Weh erfüllt.
 Ein blauer Dunst verschleiert Tal und Höhen,
 Und lange Wolkenfahnen flatternd wehn.
 Es mahnt mich alles an ein baldig Gehen,
 Und doch . . . du warst, o Heimat, nie so schön.

So leuchtend stand noch nie die Burg dort oben,
 Von deren Fenstern oft ich blickt' in's Land.
 Es ist, als wär' sie in das Grün verwoben,
 Durch das der Herbst die ersten Streifen wand.
 Es zieht mich zu ihr hin ein stilles Mahnen.
 Von dort umfängt der Blick die Heimatwelt
 Zum letzten Mal, und wie ein Herbstesahnen
 Ein Lindenblatt zu meinen Füßen fällt.

Die dunkle Tannenwand des Tännchels drohte
 Zu mir herüber. Aus dem Felsgestein
 Da flackerte und leuchtete und lohte
 Die Heide auf im milden Herbstesschein.
 Da lodert es in tausend Opferbränden,
 Als wär' der Keltengötter Wahn erwacht,
 Als hätt' am Dolmen man mit blutigen Händen
 Auf's neue Menschenopfer dargebracht.

Der Windhauch trug mir zu der wilden Nelken
 Berausend Duften, das mich nicht mehr liess,
 Als ob sie sich vor'm nahen Sterben, Welken
 An's Leben klammerten, das sie verstieß.
 Wir saugen deines Wesens Duft und Farben,
 Spätsommer, wehen Herzens durstig ein.
 So glühn am Abend letzte Flammengarben,
 So stirbt der Liebe edler Feuerschein.

So möcht ich denn ganz ohne Wehmut scheiden,
 Und doch hängt sich an mich ein müder Schein. . .
 Die Sonne selbst hat einen Zug von Leiden.
 Mein Herz ist leer. . . Ich fühl mich so allein. . .
 Ade, o Heimat mein! Die Schwalben flogen
 Vor Tagen schon dem fernen Süden zu.
 Im nächsten Jahr komm wieder ich gezogen. . .
 Leb wohl, leb wohl, geliebte Heimat du!

Es will ein Hauch kalt an das Herz mir fassen,
 Und doch. . . Gibt's denn ein Sterben und Vergel'n?
 Ein Wandeln ist es nur, ein Fallenlassen
 Der Hülle, um nur schöner zu entsteh'n.
 Gleich wie im Frühling neue Blumen blühen
 Und unser Sein mit Liebe neu sich füllt,
 So wirst auch du, mein Herz, einst wieder glühen,
 Dem Gotte näher, der dein Sehnen stillt.

Der Abschied trübt dich? Ist nicht Abschiedsagen
 Das Leben ständig von der Wiege auf?
 Kaum ruhest du aus, hat schon die Uhr geschlagen,
 Und weiter geht des Lebens irrer Lauf.
 Und wollten wir uns auch entgegenstemmen,
 Es ist umsonst. Fort treibt uns das Geschick,
 Das wir uns schufen zwar, doch niemals hemmen,
 Im tollen Wechsellauf von Leid und Glück.

Drum will ich nicht mit meinem Schicksal streiten.
 Es gab mir viel, sich drüber zu erfreu'n:
 Des Waldes Lieder, Lust und Seligkeiten,
 Des Herdes Freuden, die sich stets erneu'n.
 Die reine Luft der Berge zu geniessen,
 Sehnsüchtig öffnet sich die Seele weit,
 Und sah das schöne Land zu meinen Füßen
 Und schlürfte sie, die gold'ne Ferienzeit.

Die Frist ist um. Es rufen mich die Pflichten
 Der zähen Arbeit, die uns höher trägt.
 Denn müssig ist das Denken und das Dichten,
 Wenn es sich nicht in Taten umgeprägt.
 Nicht Ehren gilt es eitel nachzujagen:
 Die gute Tat birgt in sich selbst das Glück.
 Vertrau auf dich und kenne kein Verzagen,
 Und schau vorwärts, nimmermehr zurück.

Heimatsang

Ein Sang von blauen Höhn lässt mir nicht Ruh. . .
 Ich lauschte ihm auf manchem Wandergange,
 Wie er emporquoll aus dem dunklen Drange.
 Nun braust er durch die Seele immerzu.

Weit liegen Wanderstab und Nagelschuh.
 Die Höhenluft kühlt die erhitzte Wange
 Nicht mehr. Wie eine zauberische Schlange,
 O Afrika, in deinen Schlingen hältst mich du.

Und doch, ich brauche nur mein Aug zu schliessen,
 Und durch das Tannendunkel leuchtet mir
 Das liebe Heimattal zu meinen Füßen.

Die Burgen und des Tännchels Waldrevier
 Durchstreif ich wieder. Von den Lippen fließen
 Der Heimat Lieder, und ich weih' sie ihr.

Elsässisches Schlachtfeld

Von Claus Wickram

1.

Es war an einem schwülen, fahlen Septembertage, als ich zum Linge hinaufstieg. Seit Jahren wuchern die Sträucher und die hohen Gräser über das Kampfgebiet, über die Granatlöcher, die zusammengebrochenen Unterstände und die Toten, die vielen Toten.

Die Steine knirschen unter den Nägelschuhen, und hart stösst der Stock auf; dieses eintönig klirrende Metallgeräusch in der tiefen Stille bohrt sich weh und spitz in meinen Geist: etwas in mir stöhnt. Der Rucksack drückt, der Schweiss perlt mir von der Stirne.

Was ist das? Wie wird mir? — Oben laufen die Stellungen. Ich blicke empor: die Baumstämme ragen schwarz in den Himmel. Die Ablösung rückt zur Höhe, Mann um Mann in Abständen. Der schwere Tornister klemmt die Brust zusammen, das Geschirr klappert; Gasmaske, Helm, Gewehr, Granaten, welche Gewichte! Schwer und hart hallen die Schritte. — Immer mehr Löcher gähnen auf im roten, blutigen Sandstein.

Ein dumpfer Aufschlag, wie ein Raubtierbrüllen. Wieder und wieder. Hier, dort, immer mehr! Deckung! Erde und Steine spritzen empor. Schweres Feuer liegt auf der ganzen Höhe; Maschinengewehre knattern auf einmal hastig. Der Berg dröhnt und bebt, in braune, graue, gelbe Wolken gehüllt, aus denen der Tod herauschreitet. Gräben, Stacheldraht, rostig und zerrissen, Helme, Waffen, Gerippe, Totenköpfe.

Es wird mir dunkel vor den Augen. Alles dreht sich um mich, ich versinke. All das Grauen fühle ich auf mir, in mir, all die Last, das Weh, die Verantwortung. Für alle die Toten, für die ganze Menschheit. — Aus allen Poren dringt mir der Schweiss. Hölle ist es um mich geworden. Schlachtfeld der Heimat, zerrissener, gemarterter Gebirgsboden, in dem die Menschen gestorben sind, wertvoller Boden, nimm mich auf!

Und plötzlich stehe ich wie erlöst. Ein Schrei ist aus mir gebrochen, der Schrei nach dem Leben. Mit allen Fasern meines Seins glaube ich an das Leben, klammere ich mich daran, es ist die Rettung. Glaube an das Leben, an die Menschheit und an den Frieden!

Nicht immer ist der Glaube leicht; die Völker sind unberechenbar wie die Menschen, sie gehen dunkle Wege, aufwärts manchmal und dann wieder abwärts, und nicht immer leuchten die Sterne. Nicht immer denken die Völker an die

alten Wahrheiten, die alten Lieder des Wehs; den Blutgeruch vergessen sie, die Tränen der Mütter und die zerfetzten Körper und Seelen. — Wir aber harren aus, wir setzen uns ein für den Glauben an das Leben, das stetig vorwärtschreitet.

So steige ich denn erleichtert empor zum Gipfel des Lingenkopfes, wo Freund und Feind sich im Tode, in der Erde versöhnt haben. Ist das nicht eine ernste Garantie?

2.

Es wird Abend. Ich sitze unter dem Kreuz auf dem Hartmannsweilerkopf und schaue auf das noch sonnenübersäumte Elsass hinunter. Die Besucher, von denen viele nur den Eindruck eines ganz netten Kuriosums mitnehmen, sind verschwunden.

Ich denke an den Krieg und an das Elsass. An uns, die Jugend, die Ablösung für jene, die hier bluteten. Sind wir derer würdig, die sich da oben opfern mussten? Sind wir ihrer Leiden, ihrer Mühsale, ihres unschuldigen Blutes würdig?

Wir lassen uns gehen, sind lebensgierig, egoistisch, leben leichtsinnige, leere Tage. Welches ist denn unser Verdienst für die Menschheit? — Nur dann sind wir unserer Aeltern würdig, wenn wir, ihrer gedenkend, den Friedensweg wandern.

Dann finden sie Ruhe. Wenn wir aber unsere Pflicht versäumen, wenn Unfriede unter die Völker gesät wird, wenn wieder Blut fliesst, dann geht ein Seufzen über die gemarterten Berge, dann müssen die Toten wieder aus den Gräbern steigen. . . Seufzend greifen sie zu den verrosteten Waffen, seufzend nehmen sie ihren Platz wieder ein, und das Morden muss himmelschreiend weitergehen! — Und auch wieder ums Elsass!

Aber wir wollen wach sein, wir die Ablösung!

Ich schaue ins Land hinunter. Die Dörfer sind seit dem Kriege längst wiedererstanden. Das elsässische Leben pulsiert zu stark, um Ruinen zu tragen. Und neue Dörfer haben sich im rotweissen Kleide zu den alten gesellt, dort, im Kaligebiet. — Wir dürfen nicht einmal den Gedanken fassen, dass das da unten, all das junge, kraftstrotzende Leben, wieder von neuem zerstört werden könnte.

Wir, die Wache, ziehen herauf.



Photo V. Maulu

Hartmannsweiler Kopf

5.

Auf dem Hilsenfirst.

Da übersehe ich auf einmal das ganze elsässische Schlachtfeld des letzten Krieges: drüben bei Münster der Braunkopf und der Reichsackerkopf und weiter, gen Norden, mehr vorgelagert, die rote Kuppe des Linge und des Schratzmännele. Gegen Süden aber, jenseits des Blumentales, der Sudel und der Hartmannsweilerkopf. Da sind sie alle, in einem Blicke von der Mitte aus zusammengefasst, die Vogesenhöhen, die leiden mussten während des Weltkrieges. Da sind die Baumstümpfe, die Schützengräben, die Granatlöcher, die Drahtverhaue und Betonklötze, da die weiten Rücken, nackt, kahl und elend.

Angestrengt schaue ich: diese rote Linie! Und schrecke zurück: das sind die langgezogenen Runen, die der Krieg in den roten Sandstein eingehämmert, nein, mehr, die furchtbare Linie des Blutes, das der Völker Feindschaft, Borniertheit und Hass in die Berge eingegraben hat.

Ich schliesse die Augen: Wir sind nicht verantwortlich. Meine Berge wollen nichts von Blut und Krieg wissen. Zu Ruhe, Frieden und Freude wogen sie auf und nieder in schönem Gleichklang und singen der Ebene helle Lieder entgegen. Und die Menschen hier in den Tälern und an den Hängen wollen nichts zu schaffen haben mit Tod und Morden, sie haben Kampf und Leid genug in ihrer harten Arbeit.

O Berge, die ihr ein grosser Friedhof seid,

ich will arbeiten und wirken, dass ein neues Zerstören und unmenschliches Töten nicht stattfindet, ich will den Blick von Berg zu Berg über das ganze elsässische Schlachtfeld, diesen tiefsten Friedensgedanken, mit mir nehmen, hinunter zu den Menschen.

4.

Das elsässische Schlachtfeld! Nicht nur in den Bergen während des letzten Krieges!

Das ganze Elsass ist Schlachtfeld, von Weissenburg bis in den Sundgau hinein, durch alle Zeiten. Wie vieler Völker Blut hat unsere Erde getränkt seit den vorgeschichtlichen Wanderungen, den Einfällen der Germanen und Hunnen bis zu den Schweden, Spaniern, Panduren, Kroaten und Russen? Welche Leiden haben wir Elsässer nicht durchgerungen? — Unzählige Male waren wir Kriegsschauplatz mit allen Greueln und dem Tod unter allen Formen.

Wir haben aber genug. Genug für alle kommenden Jahrhunderte. Wir wollen nicht mehr Schlachtfeld sein. Lasst uns endlich einmal in Frieden unsere Felder abernten, ohne dass Blut die Furchen düngt! Lasst unsere Geister in Frieden arbeiten, leben, fruchtbar sein! So oft zerissen, haben wir genug vom Kriege gelernt, unsere Toten — die körperlich und auch die seelisch Ermordeten! — häufen sich zu sehr, klagen in uns, von unseren Ahnen her bis heute, zu viel. Wir sind nach all dem Blut reif genug zum Frieden, wir Elsässer, wir Menschen.

Speierling und Mispel

zwei im Elsass aussterbende Obstarten

Von Fritz Baldensperger

Der Speierling- oder Sperberbaum (*Sorbus domestica*) im Volksmund bekannter unter dem Namen «Eschgriesle», gehört im Elsass bald zu den Seltenheiten. Der eine stattliche Höhe erreichende Baum wird aus den Fruchtkernen weiter gezüchtet und wirft erst ziemlich spät einen lohnenden Ertrag ab. Die kleinen, teils apfelähnlichen, teils birnförmigen Früchte sind in teigem Zustande recht schmackhaft, enthalten jedoch reichlich Gerbsäure. Deshalb macht ein wenig Speierlingssaft, dem süssen, faden Obstwein beigemischt, diesen haltbarer und gibt ihm eine schöne Farbe. Destillierte Speierlinge liefern einen geschätzten Branntwein, der ein wirksames Heilmittel gegen Durchfall bildet; aber auch mit den gedörrten Früchten erzielt man gleich gute Erfolge.

Der Speierlingsbaum wuchs früher zahlreich wild in unsern Rheinwaldungen und wurde sorglich gehegt und gepflegt, da sein Holz wegen seiner Härte von Wagnern und Drechslern sehr gesucht war. Heute wird der Baum im Walde nicht mehr geschont, weil er nur langsam wächst und sein Holz ausser zu Brennzwecken kaum noch verwendet wird. Wir treffen den Eschröselbaum fast nur noch als Zierpflanze in Gärten und Parkanlagen. Seine gefiederten Blätter, welche denen der Eberesche oder des Vogelbeerbaumes (*Sorbus aucuparia*) sehr ähneln, verleihen ihm ein gefälliges Aussehen; auch die kleinen Früchte drängen sich doldenartig zusammen wie die roten Beeren der Eberesche.

Der Baum gedeiht fast überall, doch zieht er einen trockenen Boden einem feuchten vor. In Schönau am Rhein stehen noch einige hochbejahrte Speierlingbäume, unter anderm auf dem alten «Schlossrain», einem ansehnlichen, künstlich aufgeworfenen Hügel, den in alten Zeiten der Burgstall der Herren von Schoenawe krönte. Der eine der beiden Bäume hat einen Stammumfang von 1,76 m. Er muss auf ein stattliches Alter zurückblicken und könnte wohl manches erzählen aus Schönau's alten Tagen. Zwei prächtige, noch in der Vollkraft ihrer Jahre stehende Sperberbäume stehen bei Schlettstadt an der Epfiger Strasse fast dem Roten Haus gegenüber. Solch schöne Exemplare sind zu zählen, es sind die letzten Vertreter ihrer Art. Auch Bäume sterben aus. Bald kennt sie das heute lebende Geschlecht nur noch dem Namen nach und nicht mehr aus eigener Anschauung.

Noch seltener ist der Mispelbaum (*Mespilus germanica*) geworden. Das Landvolk nennt ihn gemeiniglich mit dem Namen Aspele oder Hespel. In Frankreich und Italien heimisch, will er in unserer Gegend trotz seiner Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte nicht so recht gedeihen. Er gehört zu der Gattung der Rosaceen. Die quittenähnlichen Früchte erreichen die Grösse einer starken Walnuss, ihr offenstehender Kelch ist ziemlich gross. Auch die Aspele sind erst in teigem Zustande geniessbar und schmecken trotz der reichlichen Gerbsäure sehr angenehm.

Der Baum stammt aus dem Orient. Er wird durch Pfropfen auf Birnen oder Weissdorn fortgepflanzt, kann sich aber an Grösse und Schönheit nicht mit dem Speierlingbaum messen. Er bleibt ein Strauch oder ein unansehnlicher Buschbaum. Der Anbau der Mispel lohnt sich in wirtschaftlicher Hinsicht schon lange nicht mehr und geht immer weiter zurück. Als Seltenheit sieht man ihn gelegentlich einmal in einem Garten. Der letzte Strauch in Sundhausen verschwand im vorigen Jahre. Die Kinder kennen die Frucht schon nicht mehr. Diese kurzen Zeilen seien seinem Andenken geweiht.

* * *

Diesen dankenswerten Ausführungen, die unser hochgeschätzter Mitarbeiter aus der Fülle seiner praktischen Lebenserfahrung mitteilt, möchte die Redaktion noch einige historische Anmerkungen über die Geschichte dieser Veteranen der Obstbaukultur anfügen. Der Sperber- und der Mispelbaum gehören zu den ältesten Beständen des elsässischen Obstgartens. In seinem inhaltreichen Werke «L'ancienne Alsace à table» zählt sie Ch. Gérard zu der keltischen Gruppe der Obstbäume, denen erst viel später Nuss- und Kirschbaum, Aprikosen und Pflirsiche folgten. Im 70. Kapitel des Capitulare de villis schreibt Karl der Grosse den Meiern der Königshöfe vor, in den Obstgärten auch *mispilarios* und *sorbarios*, Mispel- und Speierlingbäume zu pflanzen. Ebenso wird in zwei Garteninventaren des 9. Jahrhunderts und im Grundriss des St. Galler Klostergartens der *mispolarius* anempfohlen. Der Name Mispel, althochdeutsch *mespila* und *nespila*, *mespilboum* und *nespilboum*, ist lateinischen Ursprungs und deutet darauf hin, dass ihn die Römer an dem Rheine eingeführt haben. In den steinzeitlichen Pfahlbauten finden sich wohl



Speierling

Reste des wilden Mehlbeerbaumes (*Sorbus Aria* Crantz) und der Vogelbeere (*Sorbus aucuparia* L.), aber keine Mispelkerne. Zu den volkstümlichen Namen Aspel und Hespel treten noch die Formen Nespel und Gnispel. Im Oberelsässischen wird die Frucht vielfach missverständlich mit Eschgrüesle bezeichnet. Daher fügt das eisässische Wörterbuch von Martin-Lienhart an den für Beblenheim und Dürrenenzen belegten Ausdruck «Eschgries» für Mispel ein Fragezeichen und erläutert ihn als Frucht der kultivierten Eberesche (*Sorbus domestica*), deren Laub wie auch das der Eberesche (Aberesche, d. i. falsche Esche), dem der Esche (*Fraxinus excelsior*) gleicht.

Diese Bezeichnung kommt nur dem Speierling zu, den Baldensperger auch Sperberbaum nennt. Das Wort hat nun nichts mit dem Raubvogel

«Sperber» zu tun, sondern ist eine Zusammensetzung mit ber, beere und der Wurzel sper, spir, deren Vorgeschichte nach Kluge noch nicht aufgeklärt ist. Leonhard Frisch in seinem lateinisch-deutschen Wörterbuch (1741, II, 297) nimmt Verwandtschaft mit lat. Sorb (*Sorbus*) an und weist darauf hin, dass die Spirlinge, Sorbäpfel mit Versetzung des b auch Sporäpfel und Sporbirnen heißen. In einem Gewannamen aus Sulz u. W. finden wir die alte Form «Am Sparbirboum», die keine Sparbirne, sondern den Sperberbaum bezeichnet. Die oberelsässischen Flurnamen haben dafür die Form «zuo dem eschekrese boeme» (Bebenheim 1298), «zuo dem eschekriese bömen» (Niedermorschweier 1328), «by dem eschkriesen böm» (Herlisheim 1490), «uf der hart bi dem eschkries böme» (Orschweier 1580), «bey dem äschkhriechen boum (Dietweiler 1539). Zu der Nespelhurst von Westhalten tritt das Aschgriesenfeld von Geberschweier. Für die blühende Kultur des Eschgriesbaumes zeugen viele mittelalterliche Flurnamen, die sich längs des Gebirges von Orschweier bis in den Sundgau hinziehen. Auch der rätselhafte Flurname «Adelbom» (Ammerschweier 1453) bezeichnet den wilden Eschenrösel- oder Elsbeerbaum, der im Gegensatz zur gemeinen Eberesche als Adelesche, Adeleschbeer, Arlesbeer (*Sorbus torminalis*) genannt wurde. Er ist der eigentliche Eschröselbaum, weil die guten, essbaren Beeren wie Rosenblätter im Kreis nebeneinanderstehen und daher «Aesch-Röslein» genannt wurden. Es ist der französische *Alisier tranchant*, *Aigretier*, *Torminal*, *Poire d'angoisse*; Darmbeere, Arösle lauten nach Kirschleger seine Volksnamen. Er liebt einen feuchten, humusreichen Boden, während sein Bruder der Mehlbeerbaum (*Sorbus aria* oder *Crataegus folio subrotundo* T.) den Felsengrund der Vogesen vorzieht. Das dürfte der 1320 in Ammerschweier erscheinende Flurname «Am Kräcechtbom» sein, der mit den Krähen nichts zu tun hat. Je nachdem der Nachdruck auf den Vergleich mit der Rose oder der Kirsche gelegt wird, finden wir für den Speierlingbaum die oberelsässischen Bezeichnungen Aescherösel- und Eschekriechenbaum, für die birnenartige Frucht Aescherösel, Eschgriesle und Eschekrieche.

Die Mispeln und Eschenrösel waren im Mittelalter ein gesuchter Handelsartikel. Das zeigen uns die alten Zoll- und Marktordnungen der Städte. Nach den Strassburger Polizeiordnungen des 15. Jahrhunderts zahlte «ein sack mit äpfel, bieren, nestbellen» einen Helbeling, «ein karrich mit escherösel» 2 Pfennig Zoll. Die Grempen,

Die Mispeln und Eschenrösel waren im Mittelalter ein gesuchter Handelsartikel. Das zeigen uns die alten Zoll- und Marktordnungen der Städte. Nach den Strassburger Polizeiordnungen des 15. Jahrhunderts zahlte «ein sack mit äpfel, bieren, nestbellen» einen Helbeling, «ein karrich mit escherösel» 2 Pfennig Zoll. Die Grempen,

welche «trübel, kötzenbiren oder sust biren . . . escherösel uf karrichen veil haben», müssen sie auf dem Platz vor dem Münster oder vor der Apotheke zum Hirschen verkaufen. Sie wurden an dünnen Weidengerten aufgefasst und in Kränzen wie heutzutage die Feigen verkauft. Darauf spielt Fischart im «Gargantua» (1590) an, wenn er seinen Helden die Heringsköpfe an einem Streckseil aufziehen lässt, «wie die Kinder die Butten anfädeln und die Weiber die Aeschenröslein anweiden.» Nach Hieronymus Bocks «Kreutterbuch» (1546) «pflegen etliche diss obs im Herbst zu bachen, wie man die Hutzelen dörrt in den Bachöfen. Andere zerschneiden dise öpffel in vier theil, hencken die stücklein in den Luft zu dörren. Etliche aber beissen (beitzen) sie im Honig wie die Quitten. So behalten etliche die Sperwer vast grün in süssem, gesottenem wein». Auch die Mispeln wurden in Honig aufbewahrt. Der Frankfurter Arzt Adam Lonicerus bestätigt uns 1564, dass man am Rhein Nespeln und Speierlinge in Klumpen wie in lange Trauben zusammenzufassen und in trockenen Gemächern aufzuhängen pflegt, bis sie dürr sind. Wenn man sie brauchen will, lässt man sie in warmem oder frischem Wasser wieder autweichen. In teigem Zustande verlieren diese Obstsorten ihren säuerlichherben Geschmack und werden wie anderes Obst gegessen.

Der Speierling wächst nach Bock am liebsten an Berghängen auf steinigem Boden. Zu seiner Zeit war er ein gemeiner Baum am Rheinstrom und in dem Landstrich zwischen Saar und Blies. Von den breiten, braunen Kernen kann man junge Stöcklein züchten, doch zieht er das Aufpfropfen auf Birnen-, Quitten-, Hagedorn- oder Elsbeerstämmchen vor. Auch der Mispelbaum will nicht recht geraten, wenn er nicht auf wilde Birnen oder auf Hagedorn aufgeimpft wird. Er bedarf keiner besonderen Pflege, «wächst gern an rauhen, ungebauten örtern wie in der Lichtenau zwischen Strassburg und Baden, wächst in einem Wald überflüssig für sich selbst wie der Sperwerbaum. . . Das holtz würt gebraucht zu Jägerspiessen und Geischlen. Man macht auch Bengel und Knüttel zum Fechten und Kämpfen». Der Botaniker Balthasar von Lindern stellte im «Hortus Alsaticus» (1747) den Eschenröselbaum «in dem Gebürg und Waldungen zu Osthofen wie auch zu Niederbronn fest», den wilden Eschenröselbaum «in dem Ingweiler Wald, zu Brumbt in des Jägers Garten», den Mispelbaum allgemein in Gärten und Weinbergen, und den wilden Sperberbaum (*Sorbus Aria*) «auf dem Gebürg



Elsbeerbaum

und Waldungen zu Baar und Oberbronn» und zu Strassburg «auf dem St. Johannis Wall, in der Stadt unter den Lindenbäumen». Joh. Bauhinus (1541—1624) hat den Speierlingbaum «in sylva Hardt prope Othmarsam» und der Botaniker M. Mappus (1666—1758) «im obern Elsass bey Horburg und Reichenweier, auf dem Gebürg und Waldung hinter Osthofen» konstatiert.

Die sorgfältige Pflege dieser Obstbäume deutet auf ihre wirtschaftliche Bedeutung in alter Zeit hin. Baldensperger betont oben ihren reichen Tanningehalt und den wohltätigen Einfluss auf die Gedärme. Diese heilsame Kraft und Wirkung wurde zu einer Zeit, wo die Kunst des Arztes noch wenig verbreitet war, besonders hoch eingeschätzt. Kein Haus wollte ohne Mispel und Speierlinge sein. Alle alten Kräuterbücher betonen die «kalte, truckene Eigenschaft» der Mispel und der Eschenrösel, «den flüssigen Bauch zu

stopfen». Der Arösel- oder wilde Sperberbaum wird von Plinius torminalis genannt, weil er für die tormina, das Bauchgrimmen, helfen soll. Die olivenähnlichen Beeren stopfen den Leib wie die Nespeln. «Darumb sollen die, so ungehebe, schlüpferige Beuch haben», Arösel, Sperber und Nespeln zu ihrer Speis bräuchen. Die gedörrten Früchte wurden eingeweicht gegessen oder in Wein abgekocht genossen wider Durchfall und Ruhr. Die Mispel wurde mitsamt ihren fünf Kernen gegessen. Damals entstand das Sprichwort:

Kein Jungfer ward nie so rein,
Esse sie drei Nespel, sie gebe von jr fünfzehn
Stein.

In einem weitverbreiteten Verslein rühmten sich diese Früchte stolz ihrer Tugend: «Sorbasumus molles nimium durantia ventres, Wir sind die bekannten Speierlinge, welche allzuschlatte

Bäuche wieder erhärten». Es würde zu weit führen, all die Rezepte zum innerlichen und äusserlichen Gebrauch der verschiedenen Sorbusarten hier aufzuzählen. In der Zeit der Aufklärung ging das Ansehen dieser volkstümlichen Heilmittel zurück, in unseren Tagen macht sie die chemische Herstellung des Tanins ziemlich überflüssig und ihren Anbau unrentabel. Im Hausbrand spielen sie kaum noch eine Rolle. Es ist selten, dass man in einem Hofe noch Mispel- und Eschröselbranntwein antrifft. In der berühmten Fruchtschnäpse - Sammlung eines bekannten Strassburger Arztes sind sie natürlich mit allen Sorbusarten vertreten.

Unsere Bilder stellen einen starken Speierlingbaum aus dem Dieuzer Forst und einen Elsbeerbaum aus dem Saarburger Staatswald, eines der ältesten und stärksten Exemplare des Landes, dar.

Zwei Gedichte von G. Dub

Da sah ich dich herniederschau'n

Septembersonne, gütmild,
Umflutet meine Glieder.
Des blassen Himmels reines Bild
Strahlt durch Gezweig hernieder.

Scharf duftet der Tomate Kraut
An heisser, stiller Laube.
Im Dunkelgrün der Rebe blaut
Die reife, süsse Traube.

Irr hasten Mücken, todgeweiht,
Noch zwitschern hell die Meisen.
In satter Sommerseligkeit
Zwei späte Falter kreisen.

Ich sass am stillen Gartenzaun
In träumerischem Sinnen,
Da sah ich dich herniederschau'n —
Und hört' die Stunden ringen.

Auf Goethes Wegen

Ein Frühherbsttag, den Sonne warm geküsst,
Und den ich hinnahm, ein Geschenk der Gnade.
Da zog es mich, zu gehn die Weg' und Pfade,
Die du dereinst mit ihr gewandelt bist.

Ach, du enteiltest seit Jahrhundertfrist
An weltentrückte, selige Gestade.
Und diese Stätte, die nun schnurgerade
Ein nüchtern kalter Schienenstrang durchmisst,

Der Hain, wo du geweiht mit Friederiken,
Schien mir entweiht. Ich wollt' es nicht begreifen.
Betrat ihn flüchtig nur, entfloh in Hast.

Doch draussen, freier atmend, mit Entzücken
Liess ich den Blick in blaue Fernen schweifen
Und hielt am Waldessaum noch lange Rast.

Sprichwörter und Redensarten in der Gegend von Saargemünd

«Jede Provinz liebt ihren Dialekt,
denn er ist doch eigentlich das Element,
in welchem die Seele ihren Atem schöpft.»
Goethe

Es muss immer wieder darauf hingewiesen werden, dass die Mundart des Volkes tiefe Bedeutung und grossen Wert hat, und dass zur allesumfassenden Heimatpflege auch das liebevolle Verständnis für den angestammten Dialekt gehört. Die Mundart ist nicht, wie immer noch viele glauben, ein schlechtes, verdorbenes Schriftdeutsch, sondern sie war erwiesenermassen vor der Schriftsprache da, sie ist die uralte, urechte Sprache des Volkes, ein wundervoll naturfrischer, unaufhaltsam sprudelnder Quell, aus dessen Fülle sich die Schriftsprache Kraft und Klarheit, Anschaulichkeit und Lebendigkeit herausheben kann. Ungeahnte Schätze, des Aufspürens wohl wert, liegen darin verborgen. Das Charakteristische der Mundart aber liegt in ihren volkstümlichen Sprichwörtern und Redensarten, in denen sich das Volk auf Grund langer Erfahrungen und Beobachtungen treffend und sicher ausspricht. Urwüchsig, oft beissend, oft humorvoll, treffen diese Sprichwörter und Redensarten immer den Nagel auf den Kopf. Sie sind der Eigenart des Volkes entsprungen, in Vergleichen und Ausdrücken dem täglichen Menschenleben und Treiben entnommen und sind wie das Volkslied Ureigentum des Volkes.

Aus ihrer überreichen Fülle sei eine Anzahl gewählt. Allzu derbe, anstössige Sprüche und Redensarten, wie sie das Volk eben auch anwendet, sind vermieden. Wir werden also die Leute aus der Umgebung von Saargemünd in ihrem Leben, ihrem Arbeiten, ihrer Familie und ihrem Verkehr mit andern betrachten und wollen mit dem Ursprung alles Lebens, mit der Geburt, beginnen.

Ist irgendwo im Dorf ein Kind zur Welt gekommen, so bedeutet dies ein freudiges Ereignis, an dem das ganze Dorf teilnimmt. Bald finden sich Verwandte, Freunde, Nachbarn in dem Haus ein, die einen aus wirklicher Anteilnahme, die andern aus menschlicher Neugierde. Sie erschöpfen sich in mehr oder minder passenden und unpassenden Bemerkungen, finden bei dem Neugeborenen Aehnlichkeiten heraus, die bei so einem winzigen Menschenkind bestimmt nicht zu erkennen sind: «D'r ussgesputzt Babbe! — De zwätt Mamme!»

Und nun wird das Kind getauft. «Hasch de a schun dinne Hut gebürscht?» wird der Pate gefragt. Patenschaft ist eine Ehre, und es ist eine arge Beleidigung, sie auszuschlagen, kommt auch

nur in den seltensten Fällen einmal vor im Dorfe, obwohl sich mancher gern davon drücken möchte, denn es kostet Geld. Aber «wenn's Kind gedaaft isch, will jeder Patt sinn». Mancher, der innerlich froh ist, der Gefahr der Patenschaft entronnen zu sein, sagt nachher: «Hätttsch mich geholt!» Wenn sich der junge Weltbürger zu früh, manchmal schon bald nach der Hochzeit einstellt, sagt wohl der eine oder andere: «Die hann ze spot geheirat». Ein aussereheliches Kind kommt zur Welt: «Dem sinni Mamme isch iwer de Bäse gehubst. — Sinn Babbe isch unerem Nussboom versoff.»

Nimmt ein Mädchen einen Mann, der wegen seiner vielen verflorenen Freiereien bekannt ist, oder umgekehrt der Mann ein solches Mädchen, müssen sie sich sagen lassen: «Wie kannsch du numme so e-n abgeschläckdi Hunigschmeer nemme!» Gelingt es einem älteren jungen Mädchen oder einer nicht mehr ganz jungen Witwe, nach langen herzhaften Bemühungen, doch noch in den Hafen der Ehe einzulaufen, dann ist «als widder e'n armi Seel erlost». Und auch von älteren Männern, die nochmals auf Freiersfüssen gehen, sagt man: «Alde Schiere brenne gutt». «Wenn der Herrgott uss eme-n-alde Mann e Narr mache will, nämmt er ihm die Frau.» Fragt man ein älteres Mädchen oder auch einen Junggesellen, warum sie nicht geheiratet haben, so lautet oft die Antwort: «Ledig gestorb isch a nit verreckt». Sind zwei entschlossen, in den Ehestand zu treten, so gehn sie «ins Kloschter, wu zweierlei Schuh unerem Bett stehn». Wenn zwei junge Leute, deren Ruf vielleicht nicht gerade der beste ist, heimliche Zusammenkünfte haben, sagt wohl der eine oder andere, der davon erfährt: «Do ischs a nit suwer hergang. — Die hann a nit de Rosekranz mitnanner gebäät». Ist der Mann seiner Frau nicht treu, schreckt er vor gelegentlichen Seitensprüngen nicht zurück, was auch im Dorf durchaus nicht ausgeschlossen ist, wird geflüstert: «Der geht näwets enuss».

Wenn der Bauer freudig, mit Lust und Liebe arbeitet, wenn er keine Anstrengung scheut, überall zugreift, wo's nottut, dann «springt er mit Hänn und Füess in de Aerwed eninn». Die Bäuerin, die neben ihrer Feldarbeit im Haus noch viel zu tun hat, kochen, waschen, flicken, Kinder besorgen muss, hat «meh Aerwed wie's Muhkätt im Kälwerstall», «meh Aerwed, wie de Küchlepann an Fasenacht». Erfahrungsgemäss ist es aber nicht immer so im Leben, dass der tüchtigste, fleissigste Arbeiter seiner Leistung entsprechend den meisten Lohn bekommt, denn «die Pär, wu de Hawer verdiene, krien ne nit».

«Vum Schaffe wird mer nit rich», sagt ein Bauer, wenn er gern schnell zum Wohlstand gelangen möchte, und «Fingerschlang gehandelt isch besser ass armeslang geschafft». Wird eine Arbeit flüchtig, nachlässig verrichtet, so hat man ihr «e Haut (Hieb) un e Watsch ginn». Wer nur zeitweise arbeitet und dann wieder faulenzet, ist ein «Stieweschaffer», «er hat de Schaffstiewe».

Der Faulenzer «stählt dem Herrgott de Zitt ab». «Er isch eso full, ass er stinkt.» «Er isch eso full wie Misch.» Er lässt sich zu allem Zeit: «Kummsch de heit nit, kummsch de morje». «Er losst de Herrgott e gutte Mann sinn.» Der Langsame «kummt immer hinnenoh wie der Barnabas in d'r Passion». «Er isch eso flink wie e bleiener Vogel.»

Faulheit ist oft der Weg zu Elend und Armut. Es gibt aber auch viel unverschuldete Armut. Der Arme «lebt uss der Hand in de Zand (Zahn)». «Er isch arm wie e Kirchmuss.» «Er hat's Brot nit iwer Naacht im Huss.» «Do sieht mer kenn Hinkel meh uff em Misch.» «Do isch kenn Raach un kenn Fier.» «Do isch alles alt un kalt.» «De bescht Muss isch denne'n im Kücheschrank verhungert.» «Resser e Luss im Krutt ass gar kenn Fleisch.»

Für sein Aussehen kann man schliesslich niemand verantwortlich machen, auch nicht für körperliche Mängel und Gebrechen. In den Dörfern ist man aber oft grausam, unbarmherzig im Ausdenken von anzüglichen Uebertiteln. Grobe Gesichtszüge «sinn mit d'r Holzaxt zugehau». Wer im schweren Daseinskampf seine Haare lassen musste, «hat e kahle Hackert». Dem Mageren «kann mer de Ribbe-n-im Leib zähle». Von einem, der einen dicken Kopf hat, sagt man: «Der hat e Kopp wie e Seschter».

Bei feierlichen Gelegenheiten, Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnissen, trägt auch der schlechte Bauersmann Frack und Zylinderhut. «Er duht de Bambel an un de Hartgebrennte.» Sieht bei einer Frau der Unterrock unter dem Kleid heraus, so hat sie «d'Veschper vor der Mess, se hat Pingschte vor Oschtere».

Als es noch keine Dreschmaschinen gab, wurde das Getreide mit dem Dreschflegel auf der Scheunentenne ausgedroschen. Eine schwere, ermüdende Arbeit für den Drescher, der aber auch stets über einen mehr als gesegneten Appetit verfügte. Sonst würde es nicht noch heute von einem guten Esser heissen: «Er esst wie e Drescher». «Er hat alles rumbe stumbe-n-uffgess.» Hat sich einer beim schnellen Essen verschluckt, so «isch em ebbes in de letze Hals kumm». «Es isch em ebbes ins Vaterunserloch kumm.»

Zahlreich sind die Redewendungen, die sich auf das Trinken beziehen, ein Beweis, dass auch das Landvolk einem guten Trunk noch niemals abgeneigt war. Hat einer über den Durst getrun-

ken, so hat er sich «äni angeraacht». «Er hat äni wie e Huss.» «Er isch voll wie e Kanon.» «Er sufft wie e Kalb.» «Er trät (tritt) hoch uff.» Früher waren die Dorfwirtshäuser durch ein Schild kenntlich gemacht, das an bevorzugter Stelle an einem schmiedeeisernen Arm befestigt war und dem Fremden sofort in die Augen sprang. Daher die Redensart: «Der wäs, wu d'r Herrgott ge-n-Arm erussstreckt». Das Trinken bekommt aber manchmal einem nicht gut: «Er kälwert», «er macht Kälwer», «er hat erum gemess».

Eine der köstlichsten Gaben, die das Leben auf dieser Erde erleichtert, ist gute Laune und heiterer Sinn. Dem Frohen, der das Menschsein nicht so schwer nimmt, wie es doch eigentlich ist, der noch lachen und singen kann, wenn andere schon längst die Nase hängen lassen und Trübsal nach Noten blasen, «dem hängt der Himmel voll lutter Bassgeie». «Es isch em e so wohl wie em Voggel im Hanfsame.» Wenn einer aber meistens schlechter Laune ist, keinem Menschen ein freundliches Gesicht machen kann, dann ist nicht leicht mit ihm umzugehen. «Denne kann mer jo nit hantiere.» «Dem sott mer Kried (Kreide) blose.» «Denne hinnert de Muck an der Wand.» «Der macht e Gesicht wie drei Daa Ränewetter», «e Gesicht wie's lebendig Leide Chrischti». «Es isch em e Luss iwer d'Läwer gekrawelt.»

Viele dieser Redensarten beschäftigen sich mit der menschlichen Dummheit, die ja leider nicht ganz auszurotten ist. Der Dumme ist ein «Dirmel», «Dottel», «Dotteljerri», «Dumml». «Er sitt un heert nit un kummt kennere Herd noh.» «Er isch dumm geboor un hat nix derzu gelehrt.» «Er hat die Dummhät mit Schummlöffle gefress.» «Er isch eso dumm, ass em die Gäns nohlaafe.» «Der kinnt sich a sinn Schulgeld eruss zahle losse.» «Der sitt vor lutter Bäm de Wald nit.» «Dem kann mer mim Schieredohr winke, noh versteht er enne noch nit.» Wer keine Kenntnisse besitzt und gar nicht mitreden kann, «isch noch nit widder kumm, ass wie von der Küch uff de Misch». Wer eine Sache ganz und gar verkehrt anfängt, «bind sich de letze Finger». Und wer sich aus Dummheit und Unüberlegtheit in eine unangenehme Lage gebracht hat, hat sich «in de Brennessle gesitzt». «Er hat sich selwer in d'Nas geschniet.» Wer überall übersehen wird, wer nirgends eine Rolle spielt, der hat «kenn grosse Numero», «der isch fünftes Rad am Waan». Wenn aber ein Dummer endlich etwas begreift, so «geht em e Stallanter uff».

Ein unübertrefflicher Lehrmeister ist das Leben, das Weltgeschehen selbst, und wer im Buch des Lebens zu lesen und zu lernen versteht, erweitert ständig sein Wissen und Können. Er wird immer reicher an Lebenserfahrung, immer gibt es noch etwas Neues für ihn. Drastisch drückt sich der Volksmund aus: «Mer kann alt werre

wie e Kuh, mer lehrt immer noch derzu».

Alte Leute handeln unklug, wenn sie zu Lebzeiten schon ihr Hab und Gut ihren Erben, besonders den Kindern, abtreten, in der sicheren Erwartung, von diesen dann bis zum Lebensende versorgt zu werden. Manche brauchten es nicht zu bereuen, sehr viele mussten es hart büßen. «Se hann sich ussgedohn, eh se ins Bett gang sinn.» «Se hann sich ze früh ussgedohn.» «Mer derf's dreckig Wasser nit ussleere, bis mer suweres hat.»

Der Kluge wählt immer den besten, sichersten Weg, um zu seinem Ziel zu gelangen, er «hängt de Mantel noh em Wind». Wenn er von irgendeinem etwas erreichen will, kommt es ihm nicht darauf an, zu schmieren, zu bestechen, denn: «Wer gutt schmeert, der gutt fährt.» «Er heerts Gras wachse.» «Er heert die Flöh piffe.» «Er wäss, wu der Barthel de Mosecht holt.» «Er kaaft kenn Katz im Sack.» Immer und überall ist er auf seinen Vorteil bedacht: «Er melkt in kenne Korb». Er hat oft ein Paar Eisen im Feuer: «E schlechti Muss, wu numme-n än Loch hat». «Er hat als widder e Schiff uff em Wasser», d. h. eine Gelegenheit, die ihm Vorteil bringt, und wessen Gewinn sicher ist, der hat «sinn Schäfel im Trockene». Der Schlaue ist nicht von «Dummbach». «Er kann meh ass Brot esse.» Seinem scharfen Blick entgeht so leicht nichts «Er hat die Aue nit mit Dreck ingesetzt.» Der Käshans aus dem Bitscherland sagte oft: «Ich bin nit eso dumm, wie ich schlecht gekläd bin.» Ein «Iwergescheider sitt d'r Kuh am Hinnere-n-an, was der Butter in Sarreguemines uff em Märk gelt». Wenn ein kluger Mensch eine Erbschaft antreten soll, bei der aber die Schulden das Vermögen übersteigen, verzichtet er lieber darauf: «Er leit de Schlüssel uff's Grab».

Eingebildete Menschen gibt's überall und wird es immer geben. Der Eingebildete ist «in der Inbildungskaas». «Er isch hoch gestoch.» «Er kennt kenn kläne Liet meh.» «Er isch e Malléseckel, e Blähseckel, e Grosshans, er hat e Graddel, er hat grosse Rosine-n-im Kobb, er will immer en Extrawurscht gebrot han.» Wenn sich jemand etwas darauf einbildet, dass er auf irgendeine Art Glück gehabt, dass er zu Vermögen oder zu einer angesehenen Stellung gekommen ist, dann heisst's von ihm: «Wann der Dreck ze Mischd werd, will er gefahr' sinn». Und wenn einer gar zu lächerlich aufgeblasen ist und glaubt, auf andere hochnäsigg herabschauen zu müssen, sagt man: «Wonn äner verrückt werd, fangt's im Kobb an.» Hält einer sich zu irgendeiner Verrichtung zu vornehm, so hat er «Angscht, es fällt em e Perl uss sinnere Kron».

Wer in der Rede schlagfertig ist, nie um eine Antwort verlegen, «hat's Mull nit im Sack». »Er hat e Mull wie e-n Advckat.» «Er nemmt's Mull



E. Higelin

Alter Winkel in Saargemünd

voll. — Er isch nit uffs Mull gefall. — Er hat e widigi Schniss. — Er risst sini Gosch uff, ass mer em kinnt mit eme geladene Hauwaan eninfahre.» Wer ohne die geringste Zurückhaltung über alle, auch heikle Dinge spricht, wer jedem die Wahrheit zu sagen sich getraut, «nimmt kenn Blatt vors Mull». Er rühmt sich: «Dem hann ich's Mull voll ginn». «Dem hann ich's Mull gestoppt.» «Denne han ich gedeckelt.» «Dem han ich e Brief geschickt, wu er nit hinner de Spiegel steckt.» Manchmal sagt aber einer im Eifer des Redens zuviel, er berührt peinliche Dinge: «Er hat sich's Mull verbrennt». «Er hat in e Hornesselnescht eningestoch.» Wer einen bösen Lästermund hat, «der hat Hohr uff de Zänn». Wenn zweideutige Sachen erzählt werden, heisst es: «Das isch starker Tuwak». «D'Sauglock litt.» Mancher versteht es meisterhaft, den anderen durch geschicktes Fragen auszuhorchen, ohne dass dieser etwas merkt. «Er zieht em de Wirm uss der Nas.» Redet

einer dem andern mit Absicht etwas Unwahres ein, so hat er ihm «e Bloh ins Ohr gesetzt», «e Bär uffgebunn». Wer unüberlegt drauflos redet, «fällt mit der Dihr ins Huss». «Er redd ins Hunertscht enin, bis es Dausischt voll isch.» Wer etwas Unangenehmes zu sagen hat und es beschönigen, mildern will, macht «e Dreh dran», «er vermimpelts und vermämpelts». Auf Umwegen will er sein Redeziel erreichen, er «geht um Gote (Patin) Backowe-n-erum». Sind irgendwo ein paar beisammen und reden und reden und wollen gar nicht mehr aufhören: «Die sitze-n-im Folzkaschte», womit die Rednerbütte gemeint ist, darin die Karnevalsreden gehalten werden. «Blindi Batallje» ist es, wenn jemand nur redet, um den andern irrezuführen, wenn er ihm etwas weis machen will. Wer dreist ist, behandelt alle, auch solche, die nichts mit ihm zu tun haben wollen, wie seinesgleichen, er erregt Anstoss mit seinem Gerede und muss sich oft sagen lassen: «Hann ich schun die Saue mit dir gehiet?» Wer «sinn Mull gebrucht», «wer nit gescheniert isch», «isch frech wie e Kläderluss», «frech wie der Grind», «frech wie der Dreck am Wä». Wer furchtlos ist, «geht dem Deiwel vor die Port». Von einem Unverschämten, der nicht genug kriegen kann, sagt man: «Wann mer dem de kläne Finger räächt, nemmt er die ganz Hand.»

Zu den jungen, unreifen Menschen sagt man: «Du bisch jo noch nit trucke hinner de'n Ohre». «Du hasch jo noch de Eierschale an de'n Ohre henke.» «Die Heck wackelt noch, wo dinne Winnele dran getruckt sinn.»

Vorwürfe und Vorstellungen eines andern weist mancher zurück mit den Worten: «Hol dich an dinner Nas, noh hasch de e ganzi Hand voll. Keh vor dinnere Dihr.» «Du hasch jo selwer Dreck am Stecke.» «Kümmer dich nit um ungeleede Eier!» «Du stecksch a die Nas in alles, wu dich nix angeht.» Wer viel redet, übertreibt leicht. «Er macht usere Mucken Elefant.» Er plaudert Geheimnisse aus: «Er hängt an die gross Glock.» Bei gewissen, unsaubern Sachen wäre es aber besser, zu schweigen, denn: «Wenn der Misch geruttelt wird, stinkt er.» Wer's mit der Wahrheit nicht genau nimmt, «liet wie gedruckt», «liet, ass der Himmel schwarz werd», «liet schneller, ass e Perd laaft». Von einem Lügner heisst es: «Was der bäät, isch geloo.»

Will einer die Wahrheit des Gesagten beteuern, so sagt er wohl: «Das isch eso wohr, wie's Ame-n-in der Kirch.» Erzählt jemand etwas Schlimmes und meint wunders, was er sagt, so hört er oft die Entgegnung: «Siewezig war's schlimmer, do hat's noch Liet koscht.» Wenn jemand bei aussergewöhnlich schlechtem Wetter ins Freie gehen will und von anderen davor gewarnt wird, ist oft seine Antwort: «Ich muss enuss, un wann's Haugawele rännt.» Wenn einer

übertreibt: «Zevill verrisst de Sack.» «Mer muss als mache-n-ass de Kirch im Dorf bleibt.»

Wer Glück und Erfolg hat, wer in guten gesicherten Verhältnissen lebt, wird wohl von mehr als einem beneidet. «Der gunnt dem annere s'Wiss in de'n-Aue nit.» «Er gäb ään Au her, wann der anner kenns hätt.» «Er gunnt ems Brot nit, wu er ins Mull steckt.»

Ist oft Zank und Streit in einer Familie, dass man's bis auf die Dorfstrasse hört, sagen die Nachbarn missbilligend: «Mer nennt, die sinn us eme Hädekarre.» Ist jemand sehr erbost über einen andern, so sagt er: «Denne hann ich uff der Latt.» «Denne hann ich uff der Mühl.» «Der leit mer im Mage.» «Denne hann ich mit Schumm-löffle gefress.» Und hat er ihm das Haus verboten, ihn herausgeschmissen, sagt er: «Dem hann ich de Stuhl vor die Dihr gestellt.» «Dem hann ich gezeit, wu d'r Zimmermann s'Loch geloss hat.» «Der hat die Platt gebutzt.»

Hat sich jemand schwer geärgert, dann «isch em de Gall iwegang». «Er hat Fier gesputzt.» «Er isch geketzert worr.» «Er hat em geraacht.» «Er mecht Lumbe kotze vor Zohr.» «Er ärjert sich nit, un waan er verreckt vor Zohr.»

Bei einem ernstlichen Zank sind Drohungen schnell bei der Hand. Mancher «isch grob wie Saubohnestroh» und «schlaat glich mit dem Holzschlegel drin». Man hört Drohungen, wie: «Ich schlaan dich ungespitzt in de'n-Erdbodde-n-enin.» «Ich werf d'r fünf Finger ins Gesicht.» «Ich schlaan d'r äni an de Backe, ass de Fier im Schwitserland gesisch.» «Ich schlaan d'r ens ins Genick, ass de mensch, Oschtere und Pingschte falle-n-uff äne Daa.» Wessen Hand locker sitzt, wer leicht zum Schlagen bereit ist, der «schreibt e gutti Handschrift». «Er dält gär vun denne-n-uss, wu nix koschte.» Manchmal ist einer mit seinem Schimpfen und Drohen zu weit gegangen, er möchte einlenken, wieder gutmachen: «Er risst em de Kobb erunner, noh wott er em ne wider uffsetze.» Wer einen grossen Schrecken ausgestanden hat, kann sagen: «S'Himd isch mer ze Duch worr.» «De Zung isch mer strack worr.»

Will einer auf anständige Weise ausdrücken, dass jemand die bekannte Aufforderung des Götz von Berlichingen an ihn gerichtet hat, so sagt er: «Der hat mich uff die Kirb gelaad.»

Und nun kommen wir zum Schluss ans Ende des Lebens, ans Sterben. «Der macht kenn alde Knochen», sagt man von einem kränklichen Menschen. Und ist einer gestorben, «hat er's Schnufe vergess». «Dem duht kenn Zand meh weh.» Jeder hat schon davon gehört oder in der Zeitung gelesen, dass ein Mensch, der seinen Angehörigen zu lange lebte, von diesen schändlicherweise aus dem Weg geräumt wurde: «Sie han em die Elfuhrsupp gekocht.»

Agathe Pluetzer

Am Pandurengraben

Ein Bild aus dem österreichischen Erbfolgekrieg im Elsass, von G.

(Schluss)

Während der junge Baron den Schlaf nicht finden konnte, weil ihm allerhand Gedanken immer von neuem wieder durch die Sinne gingen, sass Theresa einsam in ihrem Stübchen. Sie hatte die Tür abgeschlossen und sann brütend vor sich hin.

Es war doch schrecklich, wie sich alles in der kurzen Spanne Zeit seit heute Mittag gewendet. Der Schulmeister, den sie bisher Vater genannt, hatte, wenn sie es sich recht überlegte, immer nur sehr wenig von dem, was man Liebe nennt, ihr gegenüber bewiesen. Sie hatte das bislang, als könnte es nicht anders sein, hingenommen. Nun wusste sie, weshalb es kaum in anderer Weise möglich gewesen wäre. Jetzt zeigte er ihr schon eine gewisse Unterwürfigkeit, er sah also bereits in ihr die Tochter seines ehemaligen Herrn — und das tat ihr wehe. So hatte sie keinen mehr, den sie lieben konnte! Zu dem jungen Baron, ihrem Bruder, zog sie nichts, ihren unbekanntem wirklichen Vater verabscheute sie, die Leute im Dorfe, mit denen sie nichts gemein hatte, waren ihr gleichgültig, auch immer ganz gleichgültig gewesen; die etwas bessere Erziehung, die sie durch den alten Liebrich — sie konnte sich denken auf wessen Kosten — genossen, hatte immer eine Kluft zwischen ihr und den anderen gebildet; nur mit den Kindern hatte sie noch gern zu tun gehabt. Eigentlich hatte sie also niemand mehr auf der Welt, der zu ihr gehörte. Schlimmer als das, sie hatte nie jemand Derartiges gehabt, weil sie eins nicht besass, nicht besessen, um das sie jedes ärmste Tagelöhnerkind im Dorfe mit blutendem Herzen beneidete: eine Mutter!

Theresa weinte bei diesem Gedanken still vor sich hin. Sie war recht unglücklich.

«Hier bleibe ich nicht und zu dem Vater will ich nicht. Was soll ich nur beginnen, ich Aermste?» Sie sann lange nach. Mancherlei Pläne durchkreuzten ihr Gehirn. Schon glaubte sie einen Ausweg gefunden zu haben, schon atmete sie auf, aber nein, so ging es nicht. Und traurig senkte sie ihr Haupt.

«Von der Landstrasse», summte es ihr durch den Kopf. «von der Landstrasse! Ich will wieder dahin, von woher meine Mutter kam», rief sie, «fliehen, fort! Lieber sich durch das Land betteln als Leuten, denen man nur widerwillig angehört, zur Last fallen!»

Sie überlegte wieder, lange. An Schlaf dachte sie nicht. Es musste schon spät, ganz spät sein,

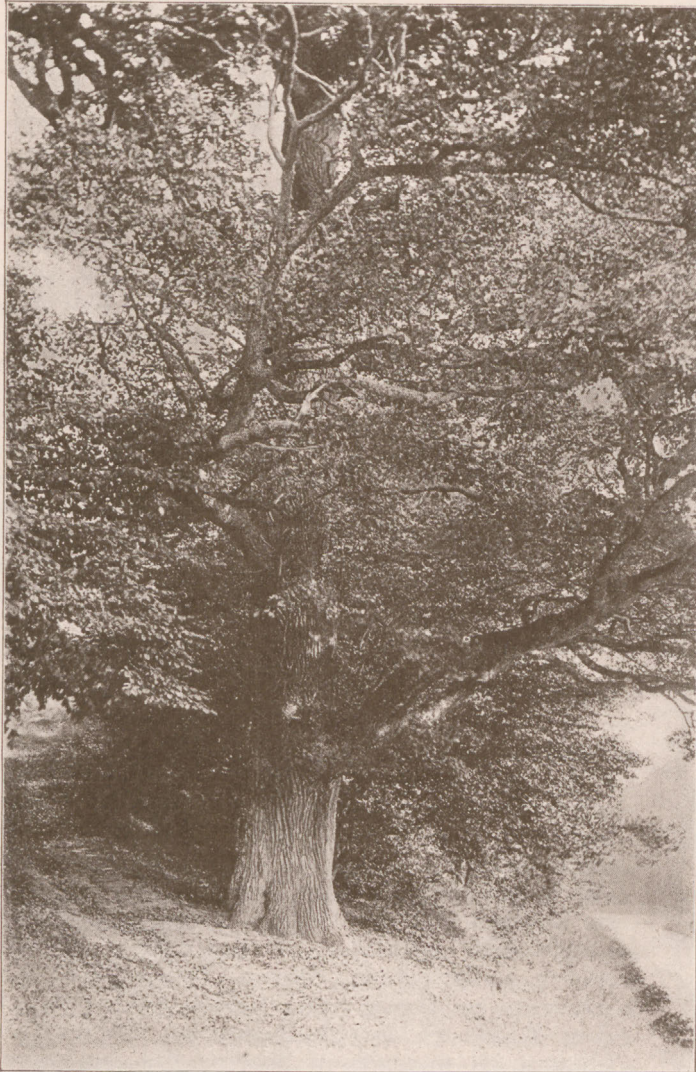
und noch immer sass sie wach in ihrer Kammer. Endlich glaubte sie auf dem richtigen Wege zu sein.

Scheinbar willig wollte sie dem «Bruder» nach Deutschland hinein folgen, nur um von dem Dorfe, aus dieser Gegend fortzukommen. Aber wenn sie in einer grösseren Stadt angelangt sein würden, dann fort, fort ins Ungewisse hinein, nur zu anderen Menschen! Sie würden gewiss bald, morgen schon, reisen. Was sass sie da und legte die Hände in den Schoss? Sie stand auf, ging an die alte Truhe, die in einer Ecke des kleinen Zimmers stand, schlug den schweren Deckel auf und beugte sich über ihre in dem engen Behälter aufgestapelten Schätze. Da fuhr sie erschrocken auf. Was war das?

Durch die Stille der Sommernacht hatte sie einen grellen Pfiff gehört.

Alles war wieder still. Sie horchte klopfenden Herzens.

Da pfiff es wieder, ganz nahe am Hause. Ein schwächeres Pfeifen antwortete aus der Ferne. Sie hörte leise Tritte. Rasch löschte Theresa ihr Licht und trat an das — sie atmete erleichtert auf — vergitterte kleine Fenster. Draussen sah sie langsam und vorsichtig in lange, weisse Mäntel gehüllte Gestalten, erst drei oder vier, dann immer mehr, einen ganzen Trupp, auf dem schmalen am Hause hinlaufenden Feldweg nach dem Walde zu sich fortbewegen; Flintenläufe blitzten im ungewissen Scheine des Nachthimmels, und verworrene Laute trafen ihr Ohr. Entsetzt sank sie auf einen Stuhl — die Panduren! Sie waren da, die gefürchteten Soldaten der Kaiserin! Jeden Augenblick glaubte das Mädchen hören zu müssen, wie mit Kolben an die Türen der ahnungslosen Dorfbewohner geschlagen wurde, wie schreckliche Flüche ertönten, lautes Wehklagen der Weiber und Kinder erscholl. Aber alles blieb still; auch das schrille, durch Mark und Bein gehende Pfeifen liess sich nicht mehr hören. Sollte sie sich geirrt haben? Beruhigter zündete Theresa die fast ganz abgebrannte Kerze wieder an und kehrte zu ihrer Truhe zurück. Es war lange her, dass sie an dieselbe nicht mehr gerührt hatte. Viel Unnützes lag da beieinander. Sie wählte dies und das aus, was ihr zum Mitnehmen gut und passend schien. So war sie kramend und ordnend bis beinahe auf den Grund des Kastens gekommen. Da fielen ihre Augen auf ein verkramtes Bündelchen. Nachdenklich nahm sie es in die Hand. Mit den



Schöne Stieleiche bei Reyersweiler

eckigen Schriftzügen ihres Pflegevaters stand da geschrieben: «Sachen der Theresa, so sie mitbrachte, da sie zu mir kam anno 1726 am 30. Juny abends.» Gepressten Herzens öffnete sie die vergilbte Umhüllung. Leichte, luftige Stoffe, wie sie kleine Kinder zu tragen pflegen, aber zart und fein verarbeitet, fielen ihr entgegen; ausserdem ein ehemals kostbar gewesener, jetzt noch lebhaftere Farben zeigender türkischer Shawl. Niedliche Schuhe staken mitten in dem Bündel. Wie sie den einen aufhob, fühlte sie etwas Schweres in seinem Innern. Was war das? Das hatte sie doch noch nie gesehen! Die suchende Hand entdeckte ein Schächtelchen. Als Theresa dasselbe öffnete, entfuhr ihr ein leiser Schrei. Ihre leuchtenden Augen sahen in ein mit kleinen Perlen gefasstes, auf Perlmutter gemaltes, liebezendes Frauenantlitz — ihre Mutter!

Lange betrachtete das Mädchen das Bildchen mit wehmütigen Blicken. Nun hatte sie ihre Mutter, aber sie war tot, für sie ebenso tot wie bisher, da die Erinnerung die lächelnden Züge nicht zu beleben vermochte: Theresa hatte die Mutter ja nie gekannt. Aber nicht mehr versteckt sollte das Medaillon liegen, auf ihrem Herzen wollte sie es tragen wie einen Talisman gegen all die Gefahren, denen sie in der Fremde entgegengehen würde.

Ob sie dem Bilde da wohl ähnlich sah? Prüfend schaute sie bald in den altertümlichen Spiegel über dem Tisch, bald auf das Bild in ihrer Hand. Sie löste ihr dunkles Haar und siehe, es floss ebenso wie auf dem Bilde der Mutter vom Scheitel wellig und glänzend herab: sie liess das Busentuch fallen, und dieselben weichen Formen des Nackens, dieselben schön geschwungenen Linien der zarten Büste strahlten ihr aus dem Glase entgegen. Ein eigentümliches Gefühl durchrieselte sie, als sie das Medaillon an dem dünnen Goldkettchen um den Hals schlang und das kalte Metall auf der Brust fühlte, und nun sah, wie ganz und gar sie dem Bilde der Mutter glich. Noch einen Blick in den Spiegel, und rasch, als könnte sie belauscht werden, löschte sie das Licht und warf sich auf das Lager. Bald verkündeten ruhige Atemzüge, dass Theresa sanft eingeschlafen war unter dem Schutze der Mutter, deren Bild die rechte Hand fest umschlossen hielt.

Das Mädchen war wirklich belauscht worden.

Hinter den Männern mit den blitzenden Flintenläufen war eine bewaffnete Gestalt, deren Kleidung auf einen Offizier schliessen liess, zu Pferde den Weg heraufgekommen und hatte, von dem einsamen Lichtschein gelockt, am Fenster Therasas gehalten. Dieses lag nicht so hoch, dass der Mann sich im Bügel hebend nicht hätte durch die Scheiben blicken können. So hatte er Theresa vor dem Spiegel beobachtet. Er konnte einen leisen Ausruf des Bedauerns nicht unterdrücken, als es plötzlich im Zimmer dunkel wurde; das Mädchen war schön. Im langsamen Weiterreiten durch das stille Dorf beschäftigte er sich unaufhörlich mit dem, was er geschaut. Leise stieg in ihm der Gedanke auf, dass er die lockenden Reize, die er heimlich gesehen, wohl sein Eigen nennen möchte, und wie er ihn so weiter verfolgte, wurde der Wunsch immer mächtiger in ihm; er verlor sich in der Ausmalung des erhofften Glückes, und seine dunklen Augen blitzten vor innerer Erregung. Unwillkürlich stiess er dem Pferde die Sporen in die Seiten, dass es sich hoch bäumte und dann

in rasendem Galopp über den holperigen Weg dahinsauerte, sodass es bald oben auf der Strasse angelangt war.

«Hier sind wir, Hauptmann!» hörte der Reiter sich anrufen.

Er hielt strack sein Pferd an und fragte, ganz dem Dienste zurückgegeben: «Habt Ihr von den Franzosen etwas gehört oder gesehen?»

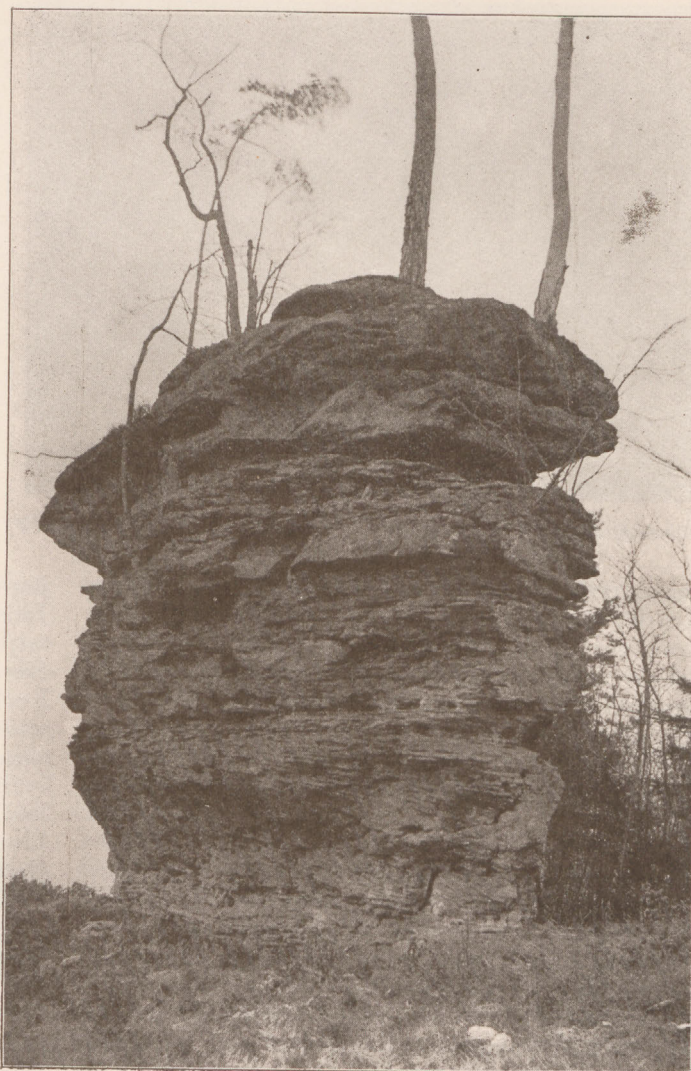
«Nein», scholl es ihm mehrstimmig entgegen.

«Tretet hier auf der Strasse an!»

Der Hauptmann ordnete die Leute. Er hiess sie in kleinen Trupps den Wald und das Moorgelände abstreifen und bei den geringsten verdächtigen Bewegungen von Pfalzburg her dies durch Schiessen und sofortiges Zurücklaufen melden. Dann ritt er, während die Feldwache sich neben dem Walde etablierte, die Strasse langsam auf und ab. Schon rötete sich der Himmel im Osten; bald musste es Tag werden. Dann sollte die grosse, mit allen Kräften auszuführende Schanzarbeit, zu der die Truppen seit 2 Uhr morgens von den Cantonnements her in der Ebene bei Maursmünster und Zabern im Anmarsch begriffen waren, ihren Anfang nehmen. «Wir legen», hatte Oberst Trenck gestern Abend in Zabern bestimmt, «eine regelrechte Feldbefestigung mit Wall und Graben quer über die Steige von Otterstal bis zum Ramstal, das Dorf Kaltweiler dahinter, und erwarten so den Feind, falls er von Pfalzburg her zu einem Vorstosse sich entschliesst. Ihr, Herr Hauptmann», hatte er sich an den uns bekannten Reiter gewendet, «nehmt eine Compagnie und seht, ob alles weiter vorn sicher ist!» Dieser Befehl war ausgeführt, und so ritt der Hauptmann wartend neben seiner Feldwache auf und ab. Seine Gedanken aber weilten weniger bei dem bevorstehenden ernstesten Geschäft als bei der Unbekannten, die seine Sinne so gewaltig gereizt hatte.

«Wozu ist man in der Fremde, in Feindesland, wenn man sich das Leben nicht angenehm machen will!» So rief er aus und lachte vor sich hin, seinen Gedanken, die sich immer verlockender gestalteten, weiter nachhängend.

Seit dem frühen Morgen war es in Kaltweiler lebendig geworden. Der ganze Ort hatte sich mit Soldaten angefüllt. Alle Häuser waren von ihnen besetzt. Nicht eben glimpflich gingen sie mit den armseligen Bewohnern um. Der Pandurenoberst Trenck selbst sass behaglich nach dem anstrengenden Ritte in den «zwey Schlüsseln» beim Frühstück. Ihm gegenüber hatte auf besondere Einladung Rottwitz Platz genommen, von jenem mit Artigkeit behandelt. Rottwitz hatte, durch



Felsen unweit Forsthaus Langenweiher

den Lärm früh geweckt, vor allen Dingen dafür gesorgt, dass sein Pferd nicht in falsche Hände geriet, und dann sich und den Zweck seiner Reise dem Obersten vorgestellt. «Ich wünsche Euch alles Gute, junger Herr», hatte der gesagt, «ich rate Euch aber, macht dass Ihr von hier so bald als möglich fort kommt. Bald werden hier oben die Kugeln sausen. Und ob ich lange für die Tugend Eurer Donna stehen könnte, wenn einer meiner Offiziere ein Auge auf dieselbe würde, bezweifle ich sehr.» Rottwitz fühlte, dass er bei dieser abscheulichen Anspielung des Pandurenhauptlings errötete; doch bezwang er sich und erwiderte nichts. Der Oberst sprach noch von diesem und jenem, erzählte von der seltenen Hartnäckigkeit, mit der auf Schloss Hohbarr vor Zabern ein Pächtersjunge einen Felsen gegen eine grosse Uebermacht siegreich verteidigt habe, und brach dann auf, um zu sehen, wie er sich

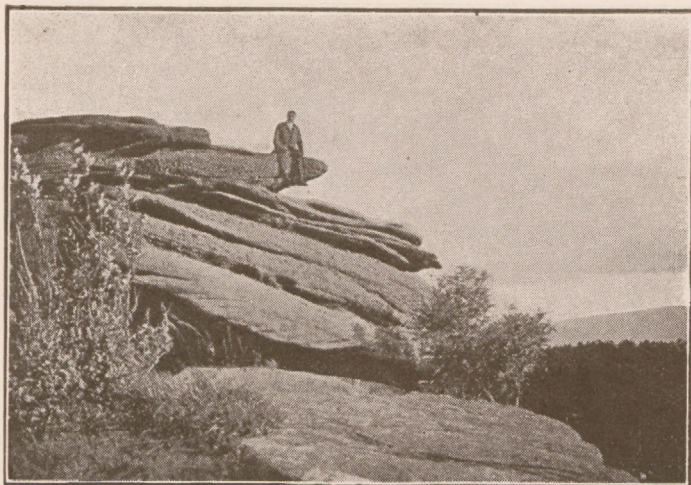


Photo J. P. Greyenbiehler

Schneeberg bei Wangenburg

ausdrückte, «was seine Kerls geschafft hätten». Als der Baron kurz nach ihm das Wirtshaus verliess, um zu der Wohnung des Schulmeisters zu gehen und die Abreise zu beschleunigen, fand er das kleine Dorf fast leer, sowohl von Soldaten wie von jungen Leuten, die man gezwungen hatte, mit in den Wald zu ziehen und an der raschen Fertigstellung der Verschanzung zu helfen.

Der Schulmeister kam ihm an der Tür des Hauses entgegen. «Sie sind fort», rief er, «und wie haben sie das Dorf zurückgelassen! Ueberall hört man nichts als Klagen und Jammern. Alles ist aufgegessen oder vernichtet oder mitgeschleppt! Gestohlen wurde, als wenn die Raben der ganzen Welt sich in Panduren verwandelt hätten. In meinem Hause ist kein Krümchen Brot mehr zu finden.»

Der Baron unterbrach ihn. «Wo ist Theresa?»

«Sie ist reisefertig, Ew. Gnaden. Auch scheint sie ganz gefasst zu sein. Sie wünschte noch einmal ihren Lieblingsplatz am Walde zu besuchen. Da habe ich sie, nun die Soldaten fort sind, gehen lassen.»

«Ihr konntet vorsichtiger sein, Liebrich. Dem Gesindel ist nicht zu trauen.»

«Sie wird gleich zurück sein. Ew. Gnaden reisen noch heute?»

Rottwitz nickte; er blickte nachdenklich vor sich hin. «Mag das Mädchen sich in einer Stunde bereit halten», sagte er dann. «Ihr begleitet uns bis Zabern, Liebrich!» Damit ging er. Plötzlich wendete er sich noch einmal um.

«Wohin sagtet Ihr, dass Theresa gegangen?»

Es kam ihm selbst, indem er die Frage tat, merkwürdig vor, wie neugierig er sich zeigte.

«Dort links hinaus dem Walde zu, Alicensruh nennen sie es.»

Rottwitz grüsste und schritt nach dem Wirts-

hause zu. Erst ging er gemächlich, dann schneller, er wusste selbst nicht, wie es kam. Aber etwas Unerklärliches trieb ihn. Ganz ausser Atem erreichte er den Stall, wo — für alle Fälle! — seine Belinde leicht gesattelt an der Raufe stand. Eilends zog er den Gurt fest an, führte das Tier hinaus, schwang sich in den Sattel und trabte hastig nach der vom Schulmeister bezeichneten Richtung hin. Die Strasse mündete in einen dichten, dem Walde zuführenden Heckengang, auf dessen weichem Grasboden die Tritte des Pferdes sich kaum vernehmbar machten. Da hörte er vor sich erst lautes, dann halb erstickt klingendes Schreien, das mit rohem Lachen erwidert wurde. Der Gaul spitzte die Ohren, der Baron setzte sich fester und lockerte die Klappe des Pistolenhalters.

«Vorwärts, Belinde!» und pfeilschnell jagte das treue Tier mit seinem Reiter dahin. Jetzt war der Heckengang zu Ende, das freie Feld tat sich vor dem Reiter auf; das drüben der Buchenwald besäumte. Da sah er, wie zwei Kerle in Pandurentracht eine weibliche Gestalt mit sich fortschleppten, die vergebens Widerstand zu leisten suchte.

«Holla, he!» schrie Rottwitz, und zugleich knallte sein Schuss über die Köpfe der Soldaten hin. Ueberrascht liessen sie beim Anblick des Reiters ihre Beute im Stich und flohen dem nahen Walde zu.

Als Rottwitz bei dem mit gebundenen Händen auf dem Gesicht daliegenden Mädchen ankam, sprang er eilends vom Pferde, zerschnitt im Nu die Bande und richtete rasch die Halbtote auf, indem er ihr den Knebel aus dem Munde riss. Theresa!

Sie zitterte am ganzen Körper, nicht fähig, ein Wort hervorzubringen. Willenlos liess sie alles mit sich geschehen. Er nahm sie mit seinen starken Armen, hob sie auf den Sattel und führte, die Pistole in der Linken, langsam die Gerettete dem Dorfe zu.

Kein Wort kam über ihre Lippen. Erst vor dem sicheren Hause, als Rottwitz die noch immer Blasse vom Pferde hob, flüsterte sie tief erröthend: «Ich danke Euch, Herr!» Dabei traf ihn ein so warmer Blick voll tiefinnerster Erkenntlichkeit aus ihren Augen, dass er erst ganz betroffen war; aber es tat ihm doch so eigentümlich wohl, ihr, seiner — Schwester, einen solchen Ritterdienst geleistet zu haben, dass er dem Mädchen ganz vergnügt nachsah, bis es im Hause verschwand.

«Hütet sie mir sorgfältig!» rief Rottwitz noch dem erschrocken aus dem Hause tretenden Liebrich entgegen, «es ist hier herum wenig sicher.» Dann trabte er nach dem Gasthause in der Ab-

sicht, die Vorbereitungen zur schleunigen Abreise zu treffen.

Rottwitz hatte den Reiter nicht bemerkt, der, während er die Schwester nach Hause führte, in dem Heckengange kurze Zeit erschienen und dann querfeldein nach dem Eingange des Dorfes zu geritten war, wo sich an der nach Zabern den Berghang hinabführenden Strasse eine Feldwache befand.

«Ihr lasst vorläufig keinen durch, der nicht von den Unseren ist!» hatte er dem Führer derselben zugerufen und war dann wieder dem Walde zugejagt.

Rottwitz hatte seine Zeche beim Schlüsselwirt bezahlt. Der sass schon lange nicht mehr hinter dem Ofen und rauchte mit Behagen sein holländisches Pfeifchen. Mit verstörtem Gesicht lief er unruhig im Hause umher, die ausgegangene Pfeife in der Hand.

«Ach, gnädiger Herr, welch ein Volk!» stöhnte er, «der ganze Stall, Küche und Keller sind leer; was nicht niet- und nagelfest war, ist mit fortgenommen; alles ist vorn ins Lager hinter den Schanzen geschleppt.»

«Da kann ich ja froh sein», meinte Rottwitz, der dem Pferde den Mantelsack aufgeschnallt hatte und seine Pistole lud, «dass ich mein Pferd noch habe.»

«Heute Morgen», erwiderte der Wirt verlegen, «waren die Galgenvögel nahe daran, trotzdem Sie bei dem Obersten sassen, den Gaul mit allem fortzunehmen. Aber da» — und nun verzog sich sein Gesicht zu einer ergötzlichen Grimasse — «entdeckten sie auf der Sattelunterlage eine Krönkrone, und einer zog aus der einen Rocktasche einen Pass, in dem, wie einer ihnen vorlas, stand, dass er dem königlich preussischen Lieutenant v. Rottwitz gehöre, und da bekamen sie, man sah es, einen gelinden Schrecken, sprachen heftig mit einander lauter Zeug, das ich nicht verstand, und liessen alles stehen, wie es stand.»

Rottwitz lachte. «Sie kennen uns von Mollwitz her», sagte er, «nun wir Frieden mit einander haben, möchte es ihnen freilich gefährlich werden, einen Friedericianer anzukrallen.»

Der Unfall, der Theresa betroffen, trieb den Baron, seine Abreise möglichst zu beschleunigen. Er schickte, da im Dorfe kein zweites Pferd aufzutreiben war, einen der wenigen Zurückgebliebenen auf den Weg nach Zabern, um von dort ein Pferd zu holen. Nach einiger Zeit aber kam der Bote mit der Meldung zurück, der Posten unten an der Strasse lasse niemand durch.

«Verwünscht», rief der Baron, «das scheint auf uns gemünzt zu sein.»

Er bat Theresa, die er unterdessen aufgesucht, sich nicht vom Hause zu entfernen und ihn zu erwarten. «Ich gehe zu Trenck selbst», wandte



Photo J. B. Greyenbiehler

Holzfuhrwerk bei Wangenburg

er sich an Liebrich, «um uns freien Durchgang zu erwirken.»

Dann sprengte er davon.

Die Nachmittagssonne lag schwül über den Gassen des Dorfes. Hier und da wagte sich ein weibliches Wesen aus den kleinen Häusern hervor, um verschüchtert einen scheuen Blick über die Strasse zu werfen. Die Männer kehrten noch immer nicht zurück.

Da kam ein Trupp Reiter, wilde, bärtige Gestalten, in das Dorf gesprengt. Beim Hause des Schulmeisters hielten mehrere, die anderen verteilten sich, immer zu zweien reitend. Hie und da machten sie Halt vor einem Hause. Die Unholde hatten es sich gemerkt, wo die hübschesten Dirnen zu finden waren. Bald sah man sie, ihren Raub im Arm, verfolgt von jammernden Müttern und Kindern, wieder erscheinen. Rasch zu Pferde, die verzweifelt sich Wehrenden vor sich, so jagten sie von allen Seiten wieder zurück vor des Schulmeisters Haus. Hier hatte der, den wir als den Hauptmann schon kennen — er war es auch, der über die Bande den Befehl führte —, Theresa aus dem Hause gezerrt, während seine Panduren den alten jammernden Schulmeister erbarmungslos mit Peitschenhieben davonjagten. «Hab ich Dich endlich, Hexe», schrie der Hauptmann, «und nun fort!» Auf das Pferd springen und die durch das Zerren und Sträuben erschöpfte Theresa vor sich nehmen, war das Werk eines Augenblickes. Dann entschwand die Schar wie die wilde Jagd den entsetzt Nachschauenden. Sie wussten wohl, welches Schicksal die Geraubten im Lager erwartete.

Da plötzlich schallten die wimmernden Töne der Sturmglocke den Betäubten in die Ohren, immer heftiger jagten sich die fast kreischenden Töne, dass sie durch Mark und Bein gingen. Der Schulmeister hatte sich aufgerafft und seiner

Schmerzen nicht achtend, war er in die Kirche gerannt, um «Hilfe» hinauszurufen in das Land.

Trenck hatte laut gelacht, als Rottwitz ihm seine Beschwerde und auch die Entführungsgeschichte vorgetragen.

«Herr Kamerad», hatte er gesagt, «Ihr passt nicht hierher. Der kleine Krieg mit seinen Freunden ist Euch unbekannt. Ihr kennt nur tambour battant vorgehen und Euch aus Magazinen füttern lassen. Sonst geht's bei Euch moralisch zu wie in weiland Gustav Adolphs Lager. Macht, dass Ihr fortkommt mit eurer Donna! Hier habt Ihr den Fetzen, der Euch den Weg öffnet. Und nun Gott befohlen!»

Als Rottwitz mit dem Passierschein über alle Hindernisse hinweg zurückritt, stiess er auf die endlich von der Schanzarbeit entlassenen Dorfbewohner. Mit Spaten und Hacken bewaffnet, zogen sie müde und hungrig dem ausgeplünderten Herde wieder zu. Kein lustiges Lied ging ihnen vom Munde, schweigend und verdrossen setzten sie Fuss vor Fuss.

Rottwitz ritt langsam vorweg.

Plötzlich stutzten alle. Die Sturmglocke! Feuer? Ueberfall?

Schneller eilten die Männer dem Dorfe zu.

Da sah Rottwitz Reiter auf sich zukommen, von deren Rossen Frauengewänder herabwallten.

Bei seinem Anblick stutzte der Vorderste und wandte sich dem Folgenden zu.

Wie der Blitz schoss es dem Baron durch den Kopf. Heute Morgen der versuchte Raub, die eigentümlichen Abschiedsworte Trencks, die Sturmglocke! Rasch drehte er sich um.

«Leute», rief er, «euere Frauen und Schwestern! Die Schurken haben sie geraubt. Sie wollen sie . . .»

«Auf sie, auf sie!» schallte es ihm entgegen und mit wildem Geschrei stürzten die Männer, drohend ihre Waffen schwingend, den Reitern entgegen.

Links führte grade hier die Strasse an einem schroffen Hange her, während rechts dichter Wald jedes Reiten unmöglich machte.

Sollten sie zurück und zur anderen Seite des Dorfes hinaus? Aber schon waren die wütenden Bauern unter ihnen, und Hauen und Stechen, Schreien und Jammern erfüllten minutenlang den engen Raum.

Die Reiter hatten die Frauen hinabgleiten lassen und suchten sich ihrer Last ledig einen Durchgang nach vorn zu bahnen. Nur der Hauptmann hielt die ohnmächtige Theresa fest vor sich und focht, den Degen in der freien Rechten, wie ein Rasender gegen ein paar Bauern, die mit Spitzhacken auf ihn eindrangen.

Da drängte Rottwitz sein Pferd heran und zog Theresa zu sich herüber. Der Hauptmann liess die Beute fahren, griff aber in demselben Augen-

blicke mit der Linken in die Satteltasche und drückte eine Pistole auf den Baron ab. Der Schuss knallte, man hörte Theresa laut aufschreien. Aber Rottwitz fühlte sich unverletzt. Wie der Blitz warf er das Pferd herum und stiess nach einer geschickten Parade den Stahl dem Hauptmann in die Brust. «Teufel!» keuchte dieser noch hervor, dann sank er vom Pferde.

Rottwitz jagte mit der geretteten Schwester, die ihre Arme fest um des Bruders Nacken geschlungen hatte, dem Dorfe zu.

«Bist Du verwundet?» fragte er.

Sie machte eine verneinende Gebärde: «Mir ist ganz wohl!»

Am ersten Hause stiess er auf den Schulmeister, der vor Erschöpfung mit Läuten aufgehört hatte.

«Fort, fort! Herr Baron», rief der ihm zu, «für uns alle ist hier keines Bleibens mehr.»

Theresa liess sich vom Pferde herab, und auf den Alten zueilend, flüsterte sie ihm zu: «Zweimal von ihm gerettet!» und ein Schein wie von freudig empfundenem Glück glitt trotz der überstandenen Not über ihre Züge.

Als Rottwitz mit dem Schulmeister bei dessen Hause ankam, trat ihnen schon Theresa mit leuchtenden Augen entgegen; mit der einen Hand hielt sie etwas Glänzendes empor: das Medaillon. Dieses hatte die Kugel aufgehalten, die, dem Bruder bestimmt, die Schwester getroffen. Es war dabei zersprungen und verbogen. Theresa war glücklich; die Mutter hatte sie geschützt!

Während der Baron zögerte, ob er bei den Dörflern ausharren oder sich auf den jetzt noch durch den Passierschein sicheren Weg nach Zabern begeben sollte, sah er erstaunt, wie die Insassen des Dorfes mit dem Rest ihrer geringen Habe beladen überall in hastiger Eile aus den Häusern kamen und in das jenseits nach Pfalzburg zu gelegene Tal hinabließen.

«Wohin?» rief er einigen nach.

«In Sicherheit», hörte er rufen und bald sah er keine Seele mehr im Dorfe sich regen. Nur hie und da sassen wie in sonnigen Friedenstagen Kätzchen vor den Türen und schnurrten behaglich im Sonnenschein.

«Nun hinweg, so schnell unsere Füsse uns tragen!» drängte Liebrich. Theresa wurde auf Belinde gesetzt, Georg schritt zur Linken und führte das Pferd, während der Schulmeister rütsig hinterdrein zog. Der Passierschein eröffnete ihnen freien Durchlass, und munter fördereten sie ihre Schritte den Berg hinab.

Sie sprachen kein Wort mit einander, ein jedes mit seinen Gedanken beschäftigt.

Theresa dachte nicht mehr daran, ihrem Erretter in der nächsten Stadt zu entfliehen; sie hatte sich mit ihrem Schicksal, das sie vor

Schmach und Entehrung rettete, ausgesöhnt und dachte schon mit einer gewissen Freude an den gestrengen Herrn Vater, dem sie nun bald vor die Augen treten sollte.

Georg hatte die Schwester, um die er zweimal gestritten, ordentlich lieb gewonnen und freundlich nickte er ihr dann und wann zu, wobei sie jedesmal tief errötete.

Liebrich aber schritt stramm einher. Bald konnte er ja seinem Obersten melden «zur Stelle!», und dann würde sich wohl für ihn auch noch ein Ruheplätzchen finden lassen.

An der Wegbiegung, von wo die Tore Zaberns schon sichtbar waren, schaute sich Liebrich noch einmal um. Ein Ausruf des Schreckens zwang die beiden anderen, gleichfalls ihre Blicke nach rückwärts zu wenden. Was sahen sie? Kaltweiler brannte lichterloh. An den leeren Wohnstätten liessen die Panduren ihre Wut über das Entkommen der Bewohner aus.

Sie waren gerettet.

* * *

An der Stelle, wo Kaltweiler lag, erhebt sich heute dichter Wald. Eine steingefasste Quelle im Gestrüpp ist alles, was von dem Dorfbrunnen vor des Schulmeisters Hause blieb. Aber der Greifenstein ragt in der Ferne noch ebenso wie in jenen Tagen zum blauen Himmel empor, und



Th. Schuler

Zigeuner im Bärenthal

der Pandurengraben zieht sich noch heute durch den Buchenwald.

Von elsässischer Kunst

Die Ausstellung E. Meyer

Die Künstlerin hatte ihre Bilderschau mit dem Worte Rumänien überschrieben. Das Wort sollte einen Zusammenhang herstellen. In einem anderen Sinne jedoch, als es die meisten Besucher der Ausstellung vermutet hatten. Ausserdem war eine geschlossene Reihe von Illustrationsentwürfen zu einem religiösen Buch hinzugefügt worden. Was hatte das mit Rumänien zu tun? Erwartet hatte man vielleicht Reiseskizzen, flüchtige Eindrücke, wie sie in Touristenzeitschriften zu Dutzenden geboten werden. Womöglich vom Auto aus gesehen, im Auto gezeichnet; die Stromlinienform des Wagens und das Vibrieren des Motors muss in der Zeichnung noch mitfühlbar sein. Ein bisschen Geographie, ein bisschen Ethnographie, und Sehenswürdigkeiten, die der Reiseführer vermerkt. Von alledem nichts in der Ausstellung. Rumänien erstand nicht vor dem Auge des Betrachters. Das Wort bezeichnet einen Ort, ein fernes Land, wo die Seele der Gottsucherin eine seltsame Mystik wie ein Langentbehrtes wiederzufinden glaubte. Die östliche Form der Religiosität muss auf die Künstlerin einen grossen Reiz ausgeübt haben. Dementsprechend nahmen geweihte Stätten — nur Zeichnungen, zum

Teil leicht getönt — einen breiten Raum ein. Aber die Hand der Zeichnerin blieb merkwürdig zurückhaltend, schlicht, karg, spröde. Man denkt an Rainer Maria Rilkes Stundenbuch, das dem Erleben russischer Kirchen und Klöster seine Entstehung verdankt. Zwischen und um die Zeilen des Stundenbuches ist der fast hörbare Nachhall des dumpfen und lauten Sprechens in Zellen, Gängen oder Winkeln eines Klosters. Bei Rilke erstet der äussere Rahmen, der irdische Ort, durch ein Nachklingen und durch ein Mitschwingen bei der gesprochenen Strophe. E. Meyers Zeichenstift schafft zunächst nur den äusseren Ort, sehr bedacht und voller Scheu vor dreistem Zugriff. Aus dieser korrekten Behutsamkeit spricht nun die verhaltene Innigkeit eines gläubigen Herzens. Um hier verstehen zu können, muss man die moderne Psychologie über Bord werfen. Die feste Form der Seele ist ausschlaggebend. Die profanen Stücke in der Ausstellung zeigten die gleiche Tendenz. Stilisierte Landschaften und Kompositionen in monumental-flächiger Manier schlossen den Ring. Man vermisste frühere grossangelegte Entwürfe. Ein Traum wies sie als Fresken an die Wand einer Kapelle.

R. Schn.

Vogesenwanderungen

Pfalzburg — Pilzfels — Forsthaus Schweizerhof — Marienfelsen — Zabern

5½ Std.

(Sehr schöne Wanderung durch schöne Wälder und über ausgezeichnete Aussichtspunkte.)

a) Pfalzburg — Pilzfels. ¾ Std.

Wegezeichen: gelbe Farbe

Vom Stadttor geradeaus, dann bei Teilung rechts über diese Wiese und der Strasse und der gelben Farbe geradeaus über Wiesen und Felder folgen (Wegweiser: Bois de chêne). In 10 Min. an den ersten Häusern von Untereichbaracken (Bois de chêne). Man geht in 15 Min. durch den langgestreckten Ort, und beim letzten Hause auf Karrenweg rechts abwärts. Bei Wegeteilung, bei einem Hause, links eben weiter, dann Pfad kreuzen. Nach 20 Min. Wegeteilung. Von hier geradeaus in 2 Min. am Pilzfels. (Rechts abwärts rot-weisser Pilz in das Brunmental.)

b) Pilzfelsen — Forsthaus Finstingerkopf. ½ Std.

Wegezeichen: rot-weisser Pilz, weisser Halbmond, dann rot-weiss.

Vom Felsen zurück auf den Karrenweg und demselben rechts folgen. Nach 5 Min. bei Wegeteilung links und nach 1 Minute bei nochmaliger Teilung wieder Karrenweg links aufwärts (rechts in einigen Schritten zur Roschplatte). Nach einigen Schritten bei Wegeteilung links aufwärts. Wegezeichen: weisser Halbmond (rechts rot-weisser Pilz zum Forsthaus Finstingerkopf direkt). Nach 8 Min. bei Wegeteilung breiter Fahrweg rechts eben und aussichtsreich über den Finstingerkopf. Nach 12 Min. bei Wegeteilung rechts eben weiter. Bald einen Karrenweg kreuzen und nach 5 Min. am Waldrande bei den ersten Häusern von Ober-Eichbaracken Karrenweg rechts abwärts. Wegezeichen: rot-weiss. In 5 Min. an der Matte gegenüber Forsthaus Finstingerkopf.

c) Forsthaus Finstingerkopf — Forsthaus Schweizerhof. 1 Stunde.

Wegezeichen: rot-weiss

Am unteren Rande der Umzäunung Pfad links abwärts. (Geradeaus rot-weisser Pilz zum Pilzfelsen.) Nach einigen Schritten bei Pfadteilung rechts abwärts. (Links blau-gelb über Danner Höhe zur Colonne.) In 10 Min. auf der Sohle des Stutzbach-

tales. Hier auf Brücke über den Bach und Pfad links aufwärts. In 30 Min. erreicht man auf der Höhe eine Strasse. Der Strasse rechts folgend in 5 Min. am sogen. Herrgott. Strassenteilung. Nun der Strasse geradeaus aufwärts folgen. (Links gelbe Farbe über den Breitkopf nach Zabern. 2 Std.) In 15 Min. am Forsthaus Schweizerhof (Wirtschaft).

d) Forsthaus Schweizerhof — Zabern. 1¼ Std.

Wegezeichen: erst gelbes Malzeichen (X), dann rot-weisse Farbe.

Vom Forsthaus einige Schritte zurück, dann rechts Pfad. Nach 10 Min. bei Teilung dem Karrenweg rechts folgen. (Links abwärts Pfad zum Melaniebrunnen.) Nach 15 Min. links am Weg der Marienfelsen. Schöner Aussichtspunkt. Zurück auf den verlassenen Weg und links abwärts. Nach 5 Min. bei Teilung links abwärts. (Geradeaus in einigen Minuten zur Ruine Greifenstein, Griffon.) Nach 10 Min. kommt von rechts «rotes Malzeichen» von der Ruine Greifenstein. Nun den beiden Zeichen geradeaus abwärts folgen. Nach 5 Min. Vereinigung mit dem vom Forsthaus Schweizerhof kommenden, rot-weiss markierten Weg, welchem man links abwärts folgt. Nach 10 Min. rechts über die Bahn und links der Strasse folgend in 20 Min. in Zabern.

Forsthaus Schweizerhof, Blumental,
Stambach. ¾ Std.

Wegezeichen: gelbes Malzeichen

Vom Forsthaus der Strasse über die Matte folgen und bald Pfad rechts abwärts, der auf einen Karrenweg führt, nach 5 Min. rechts abwärts. Nach 12 Min. links und in 6 Min. auf der Zornalstrasse bei Schleuse Nr. 26. Von hier die Strasse abwärts in 16 Min. am Bahnhof Stambach.

Forsthaus Schweizerhof, Lützelburg.
1¼ Std.

Wegezeichen: blau-weisses Iothringer Kreuz.

Vom Forsthaus auf der Strasse einige Schritte zurück, dann links neuer Pfad abwärts. Nach 6 Min. Felsen mit schöner Aussicht. Dem Pfad weiter abwärts folgen. Nach 30 Min. bei der Schleuse Nr. 24 Vereinigung mit dem Pfad: Pfalzburg-Lützelburg, blauer Strich. Nun dem Pfad parallel mit dem Kanal folgend in 30 Min. nach Lützelburg.

Alfred Gaessler



Neues vom Büchermarkt.

Deutsches Land in 111 Flugaufnahmen. Verlag Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus, 1933, Mk. 2,40.

In der bekannten Reihe der blauen Bücher, die eine Auflagehöhe von nahezu 6 Millionen Bänden erreicht haben, ist ein neues entzückendes Bildwerk erschienen, das eine konzentrierte Auswahl darstellt aus mehr als 120 000 Aufnahmen. In diesen schönen und interessanten Bildern wird die geographische Struktur Deutschlands und die formende Einwirkung des Menschen auf die Landschaft sichtbar. Diese Flugaufnahmen vermitteln ein ganz neues, ungemein eindrucksvolles Bild von der Vielfältigkeit deutscher Landschaft.

Kleine grüne Welt. Ein Büchlein über häusliche Pflanzpflege von Karl Gernert. Verlag «Der eiserne Hammer», Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche, 1933. Preis 1,45 Mk.

Ein sehr nützliches Büchlein in geschmackvoller Ausstattung, trefflich bebildert, klar und knapp im gehaltvollen Text. Alle Blumen- und Gartenliebhaber können daran ihre Freude haben. Niemand wird es ohne Belehrung und Bereicherung aus der Hand legen. Wertvoll sind die praktischen Ratschläge die sich auf den Umgang mit den Pflanzen, auf den Hausgarten, den Vorgarten, den Dachgarten, die Balkon- und Zimmerpflanzen beziehen. Ohne Uebertreibung darf man sagen, dass aus diesem Büchlein mehr zu schöpfen ist als aus manchem dicken Gartenbuch.

Arbeit bringt Freude. Worte grosser Denker aller Zeiten. Verlag «Der eiserne Hammer», Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche, 1933. Neue, umgestaltete Aufl. mit 11 Lichtbildstudien. Preis 1,20 Mk.

In unserem Zeitalter wirtschaftlichen Gehemmtseins ist dieses Büchlein, das zur Beschaulichkeit und Besinnung führt und die Seele für den Segen der Arbeit empfänglich macht, eine kulturelle Tat, die Beachtung verdient und auch finden wird. So viel Schönes, Anregendes und Packendes ist über die Arbeit auf wenigen Seiten noch nie gesagt worden. Wohl dem, der in stillen Stunden den Weg zu dem inneren Reichtum dieses Büchleins findet!

Wolken über Land und Meer. 47 Naturaufnahmen. Eingangsgedicht von C. F. Meyer. Verlag «Der eiserne Hammer», Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche, 1933. Preis 1,20 Mk.

Eine mannigfaltige Sammlung künstlerisch-hochwertiger Naturaufnahmen, die Stimmung und Charakter der Landschaften unter dem wechselnden Spiel des Wolkenhimmels in eindrucksvoller Weise zeigen.

Drei tausendjährige Städte: Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen. 45 Bilder von Rudolf Graf Calice und 3 einführende Texte von Karl Scheffler. Verlag «Der eiserne Hammer», Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche, 1933. Preis 1,20 Mk.

Eine prächtige Bilderfolge, die von der wunderbaren Schönheit und dem romantischen Zauber dieser alten Städtchen Zeugnis ablegt. Für jeden, der einmal den Zauber alter Gassen, Türme, Tore und Mauern empfunden, ist dieses Büchlein ein Quell der Freude.

Der Bamberger Dom in 45 Bildern. Mit einleitendem Text von Wilhelm Pinder. Verlag «Der eiserne Hammer», Königstein im Taunus, Karl Robert Langewiesche, 1933. Preis 1,20 Mk.

Dem herrlichen Dom ist in dieser trefflich eingeleiteten Bilderschau ein prächtiges Denkmal errichtet worden. Wer dieses wunderbare Bauwerk kennt und köstliche Erinnerungen wach rufen möchte oder wer es überhaupt erst

nigstens im Bilde kennenlernen möchte, dem sei dies Büchlein empfohlen. Wie selten eines zeigt es, was Kunst für jeden Menschen sein kann.

15.000 Mark Erzählerpreis der neuen Linie 1934. Das Preisausschreiben, das in den beiden letzten Jahren so manchem jungen Talent den Weg an die Öffentlichkeit bahnte, wendet sich auch im neuen Deutschland an Alle, die sich berufen fühlen, für deutsches Schrifttum schöpferisch tätig zu sein. Die Gesamtpreise für 1934 betragen 3.000 Mark — der erste Preis 1.000 Mark. Die Eingänge werden ehrenamtlich geprüft von Dr. Paul Fechter, Helene v. Nostitz, Dr. Wilhelm v. Scholz, Will Vesper und Dr. Bruno E. Werner. Nähere Bedingungen zur Teilnahme am Preisausschreiben enthält das Septemberheft «Die neue Linie», das für 1 Mark überall erhältlich ist und auch vom Verlag Otto Beyer in Leipzig, Weststrasse, direkt zu beziehen ist. Das sehr interessante und prächtig illustrierte Heft enthält ferner einen Erlebnisbericht aus der Segelflieger-Schule Lonskedüne von Maxim Ziese, versehen mit seltenen Photos, wird gerade jetzt besonderes Interesse finden. Sigismund v. Raddecki plaudert über Art und Unart der sich überlebenden Abendgesellschaften herkömmlichen Stils. — Der Reiseteil führt diesmal in die Lüneburger Heide. — Der Kleiderteil bringt anerkennenswert zeitig und zum Teil in farbigem, sehr gelungener Wiedergabe ein geschlossenes Bild der kommenden Mode. Ausser den neuesten Kleidermodellen werden die neuen Hüte und interessante neue Stoffe gezeigt.

„Das schöne Heim“

Haus - Wohnung - Garten - Kunsthandwerk
Illustrierte Monatsschrift, 4. Jahrgang, Heftpreis 1.45 M.

Was die letzten Hefte brachten:

JUNI 1933: Einige Bauten des Architekten C. H. Rudloff, Moderne Tischuhren - Schöner Garten in rauhem Klima - Der kombinierte Wohn-Essraum im Eigenhause - Handgewebte Stoffe - Immer mehr Glas für Haus und Hausrat - Rundmöbel - Das Bad im Freien - Das Einfamilienhaus, geteilt von Anfang an - Praktisches aller Art.

JULI 1933: Haus, erbaut von Architekt R. Fränkel - Baukunst und Stil im Jahrhundert der Technik - Neue Tapeten - Grundsätzliches über den Bau von Wasserbecken - Eine Einraumwohnung bei Tag und bei Nacht - Sieben wirtschaftliche Winke für jeden, der ein Eigenheim bauen will - Vorteilhafte Verwendung von Drahtgitter - Die schöne Wand - Allerlei Praktisches.

AUGUST 1933: Ein Griff in deinen Garten - Freudige Sachlichkeit - Noch einmal „Schöner Garten im rauhen Klima“ - Ein Ruhesitz in Wiesbaden - Zwei Wochenend- und Ferienhäuschen in der Schweiz - Die Kleiderablage im Gang oder Vorraum - Das Rätsel des automat. Blühens - Die elektr. Küche - Umwandlung veralt. Möbel - Praktisches.

Jeder Heft ist mit ca. 50 herrlichen Bildern geschmückt.

F. Bruckmann A. G. - München 2 NW.

Wir kaufen zurück

zu jedem annehmbaren Preis folgende Hefte dieser Zeitschrift „Elsassland - Lothringer Heimat“

Jahrgang 1920/21 Heft 2 — Jahrgang 1923 Heft 1 und 3 — Jahrgang 1925 Heft 1
Jahrgang 1926 Heft 2 und 4 — Jahrgang 1927 Heft 10.

Hôtels recommandés

Hôtel-Restaurant Belle-Vue.

Buhl (Haut-Rhin). Téléphone 195. Pension. Chambres confortables. Cuisine soignée. Repas à toute heure. Spécialité de vins d'Alsace. Carpes frites. Spécialité de truites au bleu. Jardin d'été. Bière de l'Espérance. Grande nouvelle salle pour Société.

Ernest Brohm.

Hôtel Stauffer

Le Hohwald altitude 650 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

Restaurant und Luftkurort

Gare Schweighouse St. Gangolf près Guebwiller

Berühmter Wallfahrtsort. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehme ruhige Lage am Tannenwald. Pension. Renommée Küche. Gut gepflegte Weine. Ia Tiger Bock. Spécialité: Tannenhonig mit Butter. Bürrabrot mit selbst geräuchtem Speck und Schiefala.

Propr. Xavier Ruf.

Hôtel du cheval blanc.

Lembach Agréablement situé au milieu de 9 châteaux A proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

Hôtel du Lion.

Schönau à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

Guebwiller Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

Hôtel-Restaurant «Au Touriste»

BOULANGERIE

Guebwiller Gute Küche — Ia Oberländer Weine — Möbl. Zimmer — Saal f. Vereine — Bäder.

Propr.: Xavier Baldenweck.

Luftkurort LEMBERG (Nordvogesen)

Hotel Heitzmann (Tel. 12). Angenehmer Ferientaufent halt, walddreiche Umgebung. Spezialitäten: selbstgezüchtete Forellen, Bauernschinken. Ermässigte Preise. Besitzer L. Heitzmann, Küchenchef.

Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

Lauchensee 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kriuth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr.: Beyer.

Hôtel-Restaurant National.

Haguenau Place de la gare, rue St. Georges. Propriétaire: J. Lindecker.

Hôtel-Restaurant Fischer

Lautenbach-Zell à 10 min. de la gare de Lautenbach. Déjeuners et Diners à toute heure. Vins d'Alsace et de France. Chambres confortables. Cuisine renommée. Spécialité: Carpes et Truites. Grande Salle. Electricité. Téléph. I propr.: Mme. Vve. Adolphe Fischer.

Hôtel de l'Etang de Hanau.

Hôtel Hanauer Weier.

Mittelpunkt herrlicher Ausflüge. Bahnstation: Bannstein oder Philippsbourg. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Forellen, Geflügel, Bürejambon und Bürebrot. Idealer Badeplatz (Hanau Plage), Kahnfahrten, Fremdenzimmer, Pension. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte auf Verlangen.

Propr.: Gustave Kunder (Tel. Philippsbourg Nr. 8).

Morsbronn-les-Bains

CONTRE GOUTTE - SCIATIQUE
RHUMATISMES

Grande Terrasse

Demandez renseignements à LA DIRECTION DU BAIN THERMAL.

EXIGEZ PARTOUT LES

BIERES DE COLMAR

LES MEILLEURES D'ALSACE

SOLISANA GUEBWILLER.

Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychothérapie).
Keine Geisteskranke. - Keine Lungenkranke.

Auf Wunsch Prospekt. Téléphone 258.

Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannsweilerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.

Gute bürgerliche Küche. Comfortable Zimmer mit fließendem
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflegter Keller,
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301. Propr. Mme. Vonesch-Biecheler.

Hôtel du Lac blanc

Altitude 1 200 m.

Gare Hachimette-Orbey. Poste Orbey. Tél. Orbey No. 30.
Cures d'air. Sports d'hiver. Dernier confort. Pension
50 à 60 fr. Centre d'excursions. Ouvert toute l'année.

Albert Freppel, propr.

Hôtel de la Pépinière

Ribeauvillé (Haut-Rhin), route de Sainte Marie a/M.
30 minutes de Ribeauvillé. Cure d'air.
400 m d'altitude. Situé dans la plus jolie contrée de la vallée
de Strengbach; entouré de forêts de sapins. Centre d'ex-
cursion. 25 chambres, 40 lits, confort moderne. Téléphone
La Pépinière. E. Weber, propriétaire.

Hôtel du Château

Wangenbourg (anc. propriété privée) — Alt. 500 m —
Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller
(Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un
grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses
ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant
et après saison. Propr.: G. Schneider.

GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse
Téléphone 6399

Hôtel de la Chaîne d'or (Kette)

Niederbroun-les-Bains Téléphone 50. Grande salle pour so-
ciétés. Eau courant chaud et froid
dans toutes les chambres, chauffage central. Maison re-
commandée aux voyageurs et touristes.

Propr.: Mad. Vve A. Kieffer-Jund.

Soeben erschien

der älteste Kalender

Der hinkende Bote

248. Jahrgang

Enthält viel Interessantes:

Heimatliche Erzählungen und lehrreiche Geschichten —
Lustige Geschichten aus der Heimat — Elsäss. Spruch-
poesie — Gedichte — Elsässische Sagen und Märchen —
Aus der Geschichte des Elsass — Verschiedenes — Inserate

Dabei ist der Preis nur frs. 2.-

In allen Buchhandlungen erhältlich.

Für die Einmachzeit

Das gelbe Einmachbuch

Von ELLY PETERSEN

kostet nur noch 13.50 frs.
statt 16.— frs.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Der richtige Augenblick

zum Bezug der schönsten und volks-
tümlichsten illustrierten deutschen
Monatsschrift Westermanns Mo-
natshefte ist gekommen, weil das
erste Heft des neuen Jahrgangs
soeben erscheint. — Schon längst
wollten Sie sich zum Bezug ent-
schließen, bitte, nutzen Sie den rich-
tigen Augenblick und geben Sie
einer Buchhandlung Ihre Bestel-
lung auf. Jedes Heft bringt Freude
und Sonne ins Heim.

Werber

im In- und Auslande für den neuen Jahrgang gesucht.

BESTELLSCHEIN

An die Buchhandlung

Ich bestelle hiermit

Westermanns
Monatshefte

zur Fortsetzung.

Name u. Beruf

Ort u. Datum

GUTSCHEIN

An Verlag Georg Westermann
Braunschweig

Ich bitte um kostenlose u. un-
verbindliche Zusendung einer Probe-
nummer von Westermanns Mo-
natsheften im Werte v. M. 1,70
Portogebühr in Höhe von 50 Pf.
in Briefmarken (auch Auslands-
marken) füge ich bei.

Name u. Beruf

Ort u. Datum

DER GROSSE HERDER

12 Bände und ein Welt- und Wirtschafts atlas / Ausgabe in Halbleder jeder Band RM. 34.50; in Halbfranz jeder Band RM. 38.—. Mehr als die Hälfte des Werkes ist bereits erschienen. 1935 wird es vollständig. Der Atlas ist auch einzeln käuflich — in Halbleder gebunden zu RM. 42.50

«Ohne jeden Zweifel ist der Text des Herder-Lexikons der durchsichtigste, stilistisch am klarsten und einfachsten gefaßte, der am meisten ökonomische und lakonische und übrigens auch der bewußt aktivste und pädagogischste. Insgesamt ist und bleibt das Werk eine monumentale Kulturleistung, die größten Respekt verdient.» (Literarische Welt.)

«Die Beiträge sind durch satztechnische Hilfen übersichtlich und streng angeordnet, daß jeder Benutzer von kurzer Auskunft zu gründlichem Bescheid geführt wird. Und dazu kommt die reiche Illustrierung, die fast verschwenderische Beigabe von Tafeln. Es ist ein Genuß, diese Pracht zu betrachten!» (Velhagen & Klasings Monatshefte.)

Ausführliche Prospekte liefert auf Wunsch:

VERLAG HERDER & CO. / FREIBURG IM BREISGAU

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns. Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach